Die
Urwelt
oder
Beweis
von dem
Daseyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt.

Von
J. G. J. Ballenstedt,
Prediger zu Pabstorf im Herzogthum Braunschweig.

Dritte und letzte Abtheilung.

Historisch-antiquarische Abhandlungen.

Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat. —

Quedlinburg und Leipzig,
bei Gottfried Basse.
1818.

Die

Urwelt

nach

ihrer Natur, Beschaffenheit und Verbindung mit der jetzigen Welt.

Vorrede.

Dieser dritte Theil meiner Schrift über die Urwelt enthält zum Theil Wiederholungen, neue Beweise und Zusätze zu dem, was ich im zweyten Theile schon gesagt habe, z. B. daß das Paradies nicht bloß in Asien, sondern allenthalben gewesen sey, daß es nicht Eine, sondern mehrere Gattungen von Menschen, oder so viele, als besondere Menschenstämme in der Welt sind, gebe und von Anfang an gegeben habe, daß man aus der Vergleichung der menschlichen Sprachen nicht werde beweisen können, daß alle Menschen von Einem Paare herstammen, weil es wahrscheinlich von An-

fang an mehr Ursprachen, als eine, gegeben hat u. s. w. — Ich hätte diese Zusätze und neuen Zeugnisse für die Wahrheit meiner Behauptungen gehörigen Orts einschalten können; aber ich hatte meine Gründe, warum ich dieses nicht that. Theils wären die Abhandlungen zu lang geworden, und ich hätte also die Geduld meiner Leser ermüdet; theils enthalten diese Zusätze auch neue Entdeckungen, die erst nach der Zeit gemacht wurden, als ich jene frühern Abhandlungen schrieb; oder sie geben neue Aufschlüsse aus Büchern, die erst später erschienen, oder mir nach der Zeit erst bekannt wurden.

Ich habe es in meinem Buche mit großen Männern, vor denen ich mich tief im Geiste beuge, aufgenommen, und ihre Meynungen freymüthig geprüft und beurtheilt. Nicht immer konnte ich ihre Behauptungen mit meiner Vernunft in Uebereinstimmung bringen oder billigen, und mußte ihnen also hier und da widersprechen. Und dazu haben mich nicht Stolz und Eigendünkel, oder die Sucht, etwas Neues und Paradoxes zu sagen, vermogt; sondern wahre, innige Ueberzeugung, und langjähriges Nachdenken. — In der Gelehr-

ten=Republik hat ohnehin Jeder das Recht, seine Stimme abzugeben und seine Meynung offen zu sagen, um sie der unpartheyischen Prüfung Sachverständiger zu unterwerfen. Habe ich geirret; so behandle man mich mit Schonung und Nachsicht und bedenke, was das Sprichwort sagt: errare humanum est! — Meine Absicht war gut, nemlich Aufklärung, als das größte Glück und die höchste Wohlthat für die Welt, was man auch dagegen einwenden mag, — unter meinen Zeitgenossen zu verbreiten und das christliche Lehrsystem, das seit Luthers und der Reformatoren Zeiten ziemlich noch auf demselben Punkte stehet, worauf es damals stand, auch in dieser Hinsicht zu berichtigen und zu vervollkommnen. Denn es liegt ja im Geiste und Wesen des Protestantismus und der Reformation, nie in der Erkenntniß stille zu stehen, oder auf ein gewisses System, sey es Luthers, oder Zwingli's, oder Calvins, zu schwören; sondern die Lehrsätze und Glaubensmeynungen immer von neuem zu prüfen und zu berichtigen und so der Wahrheit und Vollkommenheit sich nach und nach zu nähern, wenn wir letztere auch gleich nie ganz erreichen werden. —

Zwar bleiben die großen Wahrheiten der Religion ewig, unveränderlich stehen; aber ihre Erkenntniß ist oft mangelhaft und dürftig und nicht zu allen Zeiten gleich gut und richtig gewesen. Die Lehrsätze und Glaubensmeynungen können und müssen daher von Zeit zu Zeit geprüft, geläutert, berichtigt und der Vernunft, als dem größten und besten Geschenke Gottes, angepaßt und mit derselben in Uebereinstimmung gebracht werden. — Denn was nicht mit der Vernunft übereinstimmt, das kann auch keine Wahrheit und göttliche Offenbarung seyn, das kann die Bibel nicht gelehrt haben. — Man glaube also nicht gleich, daß man die Religion antaste, wenn man ihre Lehren an den Prüfstein der Vernunft hält, oder wenn man gewisse historische Sätze und jüdische Meynungen der biblischen Verfasser bezweifelt und in Anspruch nimmt, oder ihre schwachen Einsichten in menschlichen Wissenschaften, darin wir zu unsern Zeiten größere Fortschritte gemacht haben, berichtigt und verbessert. — Dieses sind wir uns selbst, der Vernunft und der Religion, zu der wir uns bekennen, schuldig, damit wir an Erkenntniß und Einsicht immer vollkommner werden und die Bibel nicht dem Spotte und Tadel derer preis geben, welche

klüger sind, als der große Haufe, und weiter hierin sehen, als die Menschen vor 4000 Jahren. — Die Religion bleibt stehen, wenn auch alle jene irrigen jüdischen Meynungen, Vorstellungen und Begriffe in der Geschichte, Zeitrechnung, Geologie und Naturgeschichte über den Haufen fallen; und die Bibel bleibt demungeachtet, wenn sie nur richtig verstanden und ausgelegt wird, die Quelle der Religion, aber einer vernünftigen, geläuterten und geprüften Religion, die allein eines protestantischen Christen und vernünftigen Menschen würdig ist. — Auch ist das meiste von dem, was ich in dieser Schrift gesagt habe, längst von Aufgeklärten im Stillen geglaubt, aber aus Furcht vor Moses Ansehn verschwiegen worden. Allein wir glauben ja nicht an Moses, sondern an die Aussprüche der Vernunft und Bibel, wenn sie wohl verstanden und erklärt wird, und können also mit der Wahrheit offen und dreist hervortreten; das liegt im Wesen des Protestantismus und ist seiner würdig. Das Licht, was einmal in der Welt verbreitet ist, kann ja ohnehin nicht wieder gedämpft und unterdrückt werden. *)

---

*) Wie frey unser großer Luther hierin dachte, sieht man

Sollte ich indessen hier und da zu weit gegangen seyn und Manches behauptet haben, was nicht durchgeht und nicht hinlänglich erwiesen werden kann; so wolle man doch meine gute Absicht nicht verkennen; si desint vires, tamen est laudanda voluntas! — Ich habe gethan, was mir in meiner ländlichen Einsamkeit und beschränkten Lage möglich war, wo es mir ganz am Gebrauche einer großen Bibliothek und andern Hülfsmitteln fehlte. Dazu kam, daß der traurige Krieg fast allen gelehrten Verkehr aufhob und mir mitunter

---

aus seinen freymüthigen Aeußerungen über die biblischen Bücher. So sagt er z. B. vom Buch Hiob: „Die Geschichte ist schier ein argumentum fabulae! Dem Buch Esther bin ich so feind, daß ich wollte, es wäre gar nicht vorhanden. — Die Historie vom Jonas ist so groß, daß sie schier unglaublich ist.“ — Von der Epistel an die Hebräer sagt er: es soll uns nicht hindern, ob etwas Holz, Stroh, Heu — mit untermengt wäre. „Die Epist. Jacobi achte ich für keines Apostels Schrift. Es ist eine stroherne Epistel!“ — Wir sind also seitdem offenbar in der Aufklärung zurückgegangen. Hätte Luther unsre bessern Kenntnisse in der Geologie, Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde schon gehabt, er würde die ersten Capitel der Genesis ganz verworfen haben. —

auch selbst die Lust und Kraft zu solchen trocknen, ernsthaften und mühsamen Untersuchungen raubte. Jedoch muß ich gestehen, daß auf der andern Seite dieses Uebel auch wieder seinen Nutzen in sofern hatte, daß ich mich nun ganz in die längst vergangenen Zeiten mit meinen Gedanken versetzte, um darüber die Gegenwart, so viel möglich, zu vergessen; welches mich in den Stand setzte, alle trübe Gedanken und Aussichten zu vergessen und den Muth nicht ganz zu verlieren; wie auch Livius in dem, meinem Buche vorgesetzten Motto so schön sagt. —

Vielleicht, wenn mir Gott Leben, Gesundheit und Kräfte schenkt, mache ich noch Zusätze zu meinem Buche und liefere einen Nachtrag dazu. Es kommt aber hierbey alles darauf an, ob neue große Entdeckungen in meinem Fache gemacht werden, oder neue belehrende und wichtige Schriften der Art ans Licht treten, wodurch meine Einsichten berichtigt, aufgehellet und erweitert werden, oder die ich mit kritischem Auge, wie jene andern, prüfen, beleuchten und würdigen kann; um dadurch der Wahrheit immer mehr auf die Spur zu kommen in einer Sache, die noch neu und in tiefe Dun-

kelheit verhüllet ist, und womit wir vielleicht in diesem unvollkommnen Leben, worin alles Wissen nur Stückwerk ist, nie ganz auf's Reine kommen, sondern uns mit bloßen wahrscheinlichen Vermuthungen begnügen werden müssen. —

Register.

Dritte Abtheilung.

Historisch-antiquarische Abhandlungen.

Seite.

Vorrede.

I. Der Park Eden, oder Ideen über die Existenz, Lage und Beschaffenheit des Paradieses. = = 1

II. Welches Land war die Wiege des Menschengeschlechts? = = = = = = = = 21

III. Neue Zeugnisse für die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenarten. = = = = = 40

IV. Hat es eine Ursprache in der Welt gegeben? = 60

V. Ist der Mensch ein noch neues Geschöpf? Oder früheste Spuren von Cultur auf der Erde. = = 80

VI. Bedenklichkeiten gegen das hohe Alter des Thierkreises zu Tentyra. = = = = = = 100

VII. Noch einige Spuren von Menschen aus dem frühesten Zeitalter der Welt. = = = = = 113

VIII. Ueber den Ursprung der Cultur des Menschengeschlechts. = = = = = = = = = 133

IX. Woher kommt die Aehnlichkeit zwischen den Amerikanischen und Asiatischen Kosmogonieen, Thierkreisen, Calendern, Sagen und Mythen? = = 157

Seite.

X. Neueste Entdeckungen von menschlichen Gerippen aus einem sehr frühen Zeitalter. 171

XI. Neuer Beweis, daß die lebendigen Kröten in Steinen aus der Urwelt herrühren. 180

XII. Beweis von dem Daseyn der Menschen in der Urwelt, aus Kunstsachen hergenommen. . . . 189

XIII. Ueber die verschiedenen Perioden der Erde, worin schon Menschen auf derselben wohnten. . . 199

Anhang.

I. Sind Stein- und Braunkohlen ein wirkliches Minerale? 213

II. Ueber die Existenz der Wassermenschen. . . . 222

III. Ueber das Daseyn des Einhorns. . . . 228

I.

Der Park Eden, oder Ideen über die Existenz, Lage und Beschaffenheit des Paradieses.

Die Frage, wo das Paradies, oder der Garten Eden, gelegen habe, den uns Moses, oder wahrscheinlich ein Israelit, der nach dem Babylonischen Exil lebte und mit Parsischer und Indischer Mythologie bekannt war, beschreibt, ist schon oft aufgeworfen und mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit beantwortet worden. Man hat sich viel Mühe gegeben, die Lage desselben ausfindig zu machen, ohne damit auf's Reine zu kommen und zu einiger Gewißheit darin zu gelangen. Denn die Ansichten und Meynungen der Gelehrten sind hierin so verschieden und so sehr von einander entfernt, daß sie wol nie ganz mit einander vereinigt werden können. Der eine von ihnen setzt das Paradies nach Persien, der andere nach Caschemir, der dritte an den Caucasus, der vierte nach Indien, oder die

große Tartarey, andere gar nach Holland und Preußen, ins Vaterland des Bernsteins. — Jeder hatte seine Lieblingsansicht dabey, die er mit Hülfe der Einbildungskraft ausschmückte, und durch Etymologie und Erd- und Völkerkunde zu bevestigen suchte. Ein Bochart, Reland, Michaelis, Adelung, Hasse und andere mehr, mit welchem Aufwande von Gelehrsamkeit und Sprachenkunde suchten sie ihre Hypothesen geltend zu machen! *) Aber wie lange haben ihre Meynungen gegolten und was werden diese und andere Gebilde der Einbildungskraft in künftigen Zeiten für ein besseres Schicksal haben? Nur so lange werden sie gelten, als die Verfasser leben und bis ein neuer Literator aufsteht und durch gelehrte Untersuchungen, oder aus dem, sich immer mehr erweiternden Schatze der Sprachenkenntniß eine neue, wahrscheinlichere Hypothese aufstellt und durch gelehrte Gründe wahrscheinlich zu machen sucht. —

Wohin soll solches aber endlich führen? Werden wir dadurch der Wahrheit näher kommen, oder zur Gewißheit in dieser dunkeln Sache gelangen? Ist es auch nur möglich, die Sache auf's Reine zu bringen? Ist

*) Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte, aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen, von Dr. Hasse. Halle. 1801. 8.

Adelungs Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde, mit dem Vaterunser, als Sprachprobe, in beynahe 500 Sprachen und Mundarten, von Dr. Joh. Severin Vater fortgesetzt. Halle. 1809.

es denn überall schon ausgemacht, daß die Erzählung vom Garten Eden im Moses Thatsache, wahre Geschichte, und nicht blos Dichtung und Mythus sey? — Und wenn dies Letztere höchst wahrscheinlich der Fall ist, wie unnütz und überflüssig sind dann nicht alle noch so gelehrte und mühsame Nachforschungen in einer Sache, die nie, als in der Einbildung, existirt hat!? Wäre es nicht besser, erst zu untersuchen, ob wirklich ein Paradies gewesen sey? —

Mit dieser Untersuchung mußte man billig anfangen, ehe man fragte, wo dasselbe gelegen habe? Hätte man dies bedacht und also das Ding nicht von hinten angefangen, wie viele Mühe hätte erspart werden können, die man sich bey Auffindung eines Paradieses gab, das nirgends, als in der Einbildung eines alten Dichters und Religionsphilosophen bestand! — Wie viele Bücher würden ungeschrieben geblieben seyn, wenn man sich eher davon überzeugt hätte, daß die ersten Capitel im ersten Buche Moses blos auf Mythologie und morgenländischen Philosophemen beruhen! — Wie viele Verirrungen würden die Gelehrten vermieden haben, wenn man Mythen von wahrer Geschichte früher und besser zu unterscheiden gelernt hätte! —

Ich will es versuchen, hier zu zeigen, daß das Paradies Moses nirgends existirt hat, oder, wenn auch ein solches bestanden habe, die Nachricht davon doch schwerlich auf die Nachwelt gekommen seyn würde. So parador dieser Satz auch anfangs, besonders denen von meinen Lesern scheinen wird, die mit der Auslegung der heil. Schrift, mit der Geschichte und Religionsphilosophie nicht bekannt

sind; so hoffe ich doch, daß er ihnen, wenn sie anders nicht schon vorher von Vorurtheilen zu sehr eingenommen sind, vollkommen einleuchten soll.

Die ganze Idee von der Existenz eines Paradieses beruhet auf der Nachricht, die wir davon im Moses lesen. Ohne diesen Umstand, oder wenn die ersten Capitel der Genesis nicht geschrieben, gesammelt, oder auch verloren gegangen wären, die nur ein späterer Zusatz zu seyn scheinen, würde Niemand an ein Paradies glauben, oder auf eine solche Idee gekommen seyn. Daß aber diese Erzählung im Pentateuch keine wahre Geschichte, sondern eine Mythe sey, die wahrscheinlich erst nach dem Babylonischen Exil aus der Indischen oder Parsischen Mythologie und Religionsphilosophie in die heil. Bücher der Juden aufgenommen worden, das ist, dünkt mich, jetzt hinlänglich erwiesen, und wird von keinem gründlichen und aufgeklärten Theologen mehr bezweifelt. — Wie läßt sich also darauf Geschichte und Religion bauen?! — Es ist weiter nichts, als Indische und Parsische Mythologie, welche die Israeliten adoptirt haben, aus deren Religionsbüchern sie in die christliche Religion und Philosophie übergegangen ist. Schon die gesunde Vernunft lehrt es. daß die mosaische Erzählung und Beschreibung des Gartens Eden keine wahre Geschichte und Topographie seyn kann. Denn so wenig man die übrigen Mythen und Sagen im ersten Buche Moses für wahre Geschichte oder buchstäbliche Wahrheit halten kann und wird; eben so wenig kann und darf dies der Fall mit dem Paradiese und seiner Lage und Beschaffenheit seyn. Es ist eine dichterische Erzählung von einem alten Religionsphilosophen aus dem frühesten

Zeitalter der Welt. Es ist eine poëtisch-philosophische Mythe aus der Vorwelt! —

Die Sache ging wahrscheinlich so zu. Ein poëtisches Genie unter den Indiern, Parsen, Chaldäern, Syrern u. s. w. erfand diese Hypothese und machte daraus eine Mythe, oder Dichtung, von dem ersten Aufenthalte, oder der Wiege des Menschengeschlechts. Es sollte diese Erzählung so, wie alle übrigen Sagen und Mythen im A. Testamente, dazu dienen, um den rohen und unwissenden Menschen der Vorwelt darunter gewisse große, nützliche Religionswahrheiten, als von der Schöpfung der Welt und der Menschen durch Gott, von dem Ursprunge der Sünde und des Uebels in der Welt, von der Einsetzung der Ehe und des Sabbaths u. s. w. beyzubringen. Es war dieses eine sehr beyfallswürdige Absicht und Tendenz; nur hätte man die dogmatisch-moralischen Wahrheiten, die darin gelehrt werden sollten, besser von der Geschichte oder dichterischen Einkleidung unterscheiden und absondern sollen, und diese Mythen nicht für buchstäbliche Geschichte erklären und nehmen müssen. Aber dazu war das jüdische Volk und das Zeitalter der Welt, welches auf jenes frühere folgte, worin die Verfasser dieser Mythen lebten, noch zu roh und unaufgeklärt. Die Christen traten aber in die Fußstapfen der Juden, weil das Christenthum auf die Religion Moses gegründet ward. —

Vermuthlich kam zuerst ein Indier oder Bramine, der über die Entstehung der Erde und des Menschengeschlechts, so wie über den Ursprung des Uebels in der Welt nachdachte, auf die Idee, den ersten Menschen in einer schönen, paradiesischen Gegend der Erde

entstehen zu lassen, wobey ihm seine warme Einbildungskraft und das feurige Genie eines Orientalers zu Hülfe kam, um diese Idee auszumalen. — Er dachte sich ein schönes, fruchtbares, von Strömen und Bächen durchwässertes Thal, wie etwa das schöne Thal Caschemir ist, wo ein beständiger Frühling herrschte, wo Früchte in Ueberfluß waren, ohne daß der Sohn der Natur nöthig hatte, die Erde zu bauen und ihr ihre Früchte mühsam abzugewinnen; wo der junge Mensch von keiner Sorge und Plage etwas wußte und in Ruhe und Ueberfluß lebte. Hier ließ er den Menschen zuerst entstehen und ein unschuldiges, frohes und paradiesisches Leben führen; bis er vom Ariman, dem bösen Geiste, den man sich vielleicht in der Gestalt einer Schlange dachte, die man im Orient für ein kluges, listiges, geheimnißvolles, übernatürliches Wesen hält, verführt, sündigte, seine Unschuld verlor und sich unglücklich machte. — Wie sehr aber diese dichterische Ansicht von dem wahren ersten Zustande des Menschen in seiner thierischen Rohheit und Brutalität absteche und ihm widerspreche, wird die Folge lehren! —

Ein Israelit wurde, wie Hartmann in seinem unten angeführten Buche *) sehr wahrscheinlich macht, im babylonischen Exil mit dieser Mythe bekannt, übertrug sie in's Hebräische, verleibte sie den heil. Büchern der Juden ein und paßte sie seinem Vaterlande und seiner Nation noch mehr an. — Denn Moses und seine

---

*) Aufklärungen über Asien von Dr. Hartmann. Oldenburg. 1806.

Zeitgenossen unter den Juden waren wol nicht fähig, solche liebliche Dichtungen und in einer so schönen, reinen Sprache zu dichten, als worin diese Erzählung geschrieben ist. Sie verräth schon mehr Bildung und Talent, als man von Moses Zeitalter erwarten darf, worin man, wie Vater sehr wahrscheinlich bewiesen hat, noch nicht einmal schreiben konnte, und das noch ganz roh und ungebildet war. —

Der Dichter der Vorwelt, von dem diese Mythe herrührt, und der zuerst auf diese Idee kam, malte nun das schöne Bild, was seiner feurigen Phantasie vorschwebte, gehörig aus, lieferte eine poëtische Beschreibung von der Lage und Beschaffenheit des Gartens, oder des Parks Eden, gab demselben, weil in dortiger Gegend ohne Bewässerung kein Garten gedacht werden kann, Flüsse, welche ihn umflossen und begränzten, Bäume mit schönen Früchten von besonderer Art und Beschaffenheit, welche den Menschen zu ihrem Genusse einladeten, Gold, Edelgesteine und andere schöne Produkte der Natur. Dadurch wurde seine Beschreibung und Beschaffenheit vollendet, die er so schön und vortheilhaft, und so wahrscheinlich, als möglich, zu machen suchte und wobey er alle seine geographischen Kenntnisse, Welt- und Völkerkunde, selbst Mineralogie und Naturgeschichte aufbot, um seinem Gedichte Haltbarkeit zu geben. Vielleicht hat auch sein späterer Nacherzähler, oder Abschreiber unter den Israeliten die Namen der Flüsse verändert und noch manches andere hinzugethan, oder weggelassen, was sich in der Original-Erzählung fand, oder nicht fand, weil es nicht zu seiner Absicht diente. —

Hieraus leuchtet nun aber schon von selbst hervor, daß der alte Mythendichter bey Verfertigung dieses Gedichts nicht an eine gewisse, bestimmte und wirklich existirende Gegend, oder an ein bekanntes Land dachte, etwa an Caschemir, dieses bezaubernde Thal; wenn dieses gleich am ersten unter allen schönen Gegenden der Erde, wie Herder und Hartmann glauben, verdiente, daß er daran gedacht und es bey seiner Dichtung vor Augen gehabt hätte. Es schwebte ihm wahrscheinlich nur eine allgemeine Idee von einer reizenden, fruchtbaren Gegend der Erde vor, deren Asien so viele hat; daher auch seine Beschreibung auf alle und zugleich auf keine Gegend der Erde recht paßt. Die Sache wird also nie recht klar werden, was er eigentlich sich für ein Land unter dem Paradiese gedacht hat, weil er eigentlich gar kein gewisses Land in Gedanken dabey hatte. Und es ist unmöglich, die Lage des Paradieses auszuforschen, man mag auch alle Schätze der Etymologie, der Völker- und Länderkunde, der Mineralogie und Botanik aufbieten, um dieselbe zu ergründen. Wenigstens wird es immer eine gewaltsame und unnatürliche Auslegung bleiben und der Mühe, die man darauf verwendet, nicht lohnen. Denn die Flüsse des Paradieses wollen zu keiner Gegend der Erde recht passen und man zermartert sich vergeblich, um herauszubringen, was unter dem Gihon und Pischon für Ströme zu verstehen sind. Vermuthlich hat der erste Dichter diese Namen erfunden, oder willkührlich gewählt, weil sie ihm bekannt waren. Selbst der Name Eden ist ja ein gemachter Name, der von der Sache, die er anzeigen soll, selbst hergenommen ist, und so viel, als Land des Vergnügens bedeutet. — Vielleicht hat auch der Israelit, der diese Mythe überarbeitete, die ursprüng-

lichen Namen der Flüsse übersetzt, oder mit andern vertauscht und den Phrat, oder Euphrat, mit dazu genommen. — Vielleicht war auch der Dichter nur zu wenig mit der Geographie bekannt; daher er Flüsse aus ganz verschiedenen Ländern in eine Gegend versetzte und zusammen brachte, wo sie nie flossen. — Was will man sich also die unnütze und vergebliche Mühe geben, die vier Flüsse des Paradieses ausfindig zu machen, um die dichterische Erzählung eines alten Braminen und Philosophen der Vorwelt mit der Wahrheit in Uebereinstimmung zu bringen, und ein Locale herauszubringen, daß nie und nirgends in der Natur existirt hat? Ist solches nicht widersinnig und unnütz zugleich? —

Es kommt mir dieses eben so vor, als wenn es einem von unsern Nachkommen nach mehrern tausend Jahren einfallen wollte, einen unsrer jetzigen beliebten Romane für eine wahre Geschichte zu nehmen und sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer und wo die Menschen, die darin vorkommen, eigentlich gewesen wären, die doch blos fingirt sind. — Wem fällt es jetzt ein, die Metamorphosen des Ovid für wahre Geschichte zu halten und so zu erklären; wenn sie sich gleich auf Facta und Begebenheiten gründen mögen, welches beym Paradiese nicht einmal der Fall ist? — Sind aber die Sagen und Erzählungen in den ersten Capiteln des ersten Buches Moses etwas anders, als Mythen? — Jedes Volk hat seine Mythologie; so auch die Israeliten, die Indier und Parsen, aus deren Mythologie der Verfasser des Pentateuchs geschöpft hat. Und da die orientalischen Nationen entweder von einander abstammen, oder früh in Verbindung mit einander standen; so verbreiteten sich diese Mythen unter alle übrigen und daher ist die

Nachricht von einem Paradiese über alle Gegenden des Orients gekommen.

Und das ist auch nicht zu verwundern. Denn die Idee von einer paradiesischen Gegend der Erde, worin das erste Paar Menschen gebildet wurde, wo es vor Gefahren und Untergange durch hohe Berge und breite Flüsse gesichert war, wo es unter schönen, schattigen und fruchtbaren Bäumen, voll der lieblichsten Früchte, froh und glücklich und in Ueberflusse lebte, hat etwas Anziehendes und Gefälliges. Es ist ein schönes Bild der Unschuld und des patriarchalischen Lebens der ersten Menschen, das Jedermann durch seinen Reiz anzieht und einnimmt. Dies machte, daß diese zarte, liebliche Dichtung so vielen Beyfall fand und von den Völkern der alten Welt, welche der Natur noch näher kamen, als die spätern Nachkommen, so willig und begierig aufgenommen wurde. Selbst zu unsern prosaischen Zeiten und ungeachtet wir uns so weit von der Einfachheit und natürlichen Einfalt entfernt haben, schmeichelte diese Idee noch einem Adelung, Herder, Meiners, Buttmann *) u. a. m., daß sie diese Mythe für eine auf Wahrheit sich gründende Erzählung nahmen und allen Fleiß anwandten, um die schöne Gegend ausfindig zu machen, wovon, wie man meynt, die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts uns einen Fingerzeig geben und wovon alle Mythendichter der alten Völker fabeln und dichten. Besonders hat einem Herder das schöne

---

*) Aelteste Urkunde des Morgenländers. Ein biblisch-philologischer Versuch, von Phil. Buttmann. Berlin. 1803.

Thal Caschemir angelächelt, und ihn auf den Gedanken gebracht, es für das Paradies Moses zu halten. Nur Schade, daß die Existenz, oder das vormalige Daseyn eines solchen Paradieses überall noch nicht erwiesen ist! —

Zwar läßt es sich wol denken, daß ein so schönes Land, als Asien ist, das fast allen andern Welttheilen an Anmuth, Schönheit und Fruchtbarkeit den Rang streitig macht, oder doch nichts nachgiebt, vorzüglich geschickt dazu war, die Wiege des Menschengeschlechts zu seyn. Auch finden wir es mit der Geschichte übereinstimmend, daß die größten, mächtigsten und gebildetsten Völker der Welt aus dortiger Gegend kamen und vom Caucasus ausgingen. Selbst die Kultur hat sich von Asien aus über die übrigen Welttheile verbreitet und auch Aegypten scheint seine Weisheit dorther geholt zu haben. Aber folgt nun daraus, daß Asien allein fähig war, Menschen hervorzubringen und das Paradies in seinem Schooße enthalten zu haben? — Hat nicht jeder Welttheil sein Tempe, oder Caschemir, oder Quito? — Giebt es nicht in allen Gegenden der Erde schöne, fruchtbare, warme und reizende Thäler, die sich zur Wiege des Menschengeschlechts eignen und die auf diese Ehre Anspruch machen können? Geben Afrika, Amerika und Südindien wol Asien hierin etwas nach? — Aber ich will zugeben, daß Caschemir für die dortige Gegend das Paradies gewesen sey, welches nicht unwahrscheinlich ist; folgt nun daraus, daß Indien allein die Wiege des Menschengeschlechts gewesen ist und daß nicht auch andere schöne Länder der Welt Menschen, wie Thiere und Pflanzen, sich geben und hervorbringen konnten? —

Man braucht also das Paradies und seine Lage und Existenz nicht blos auf Asien einzuschränken. Nein, allenthalben, wo ein schönes, fruchtbares Thal, eine paradiesische Gegend ist, und wie viele giebt es deren nicht in der Welt! da ist das Paradies gewesen. — Die Erde ist allenthalben des Herrn und die Natur ist in Afrika so fruchtbar, als in Asien. — Hatten also die Griechen nicht Recht, die ersten Menschen in ihrem eigenen Vaterlande, bey Tausenden aus der Erde, unser aller Mutter und Grab, hervorgehen zu lassen? Wer kann ihnen dieses verargen, oder sie widerlegen; da Griechenland ein so schönes Land ist, in welchem das schöne Thal Tempe liegt? —

Man könnte sagen, daß die Erzählung im Moses vom Paradiese wahrscheinlich doch auf alte Sagen, Nachrichten und Ueberlieferungen sich gründe und also Wahrheit dabey zum Grunde liege. Ich komme also auf den zweyten Satz, den ich behauptet habe, um auch dieses zu widerlegen. Gesetzt auch, daß es irgendwo ein solches Paradies gegeben habe, wie denn dergleichen an vielen Orten gewesen seyn müssen, ohne daß wir es jetzt noch wissen; so konnte doch die Nachricht davon nicht gut auf die Nachwelt kommen. — Denn wer sollte die Sache aufbewahrt, oder den Nachkommen überliefert und mitgetheilt haben? — Die ersten Menschen waren vermuthlich noch ganz roh, sinnlich und thierisch; sie lebten ohne Besinnung, wie die Thiere, und waren sich ihrer wol kaum bewußt; sie handelten blos nach Instincten und Trieben, wie die Thiere, und diese Instincte waren bey ihnen noch weit stärker, als bey uns und in unsern verfeinerten Zeiten; sie mußten ihnen die Stelle der Vernunft und Erfahrung

ersetzen, die ihnen noch ganz fehlten und erst mit der Zeit sich ausbildeten. Sie dachten also schwerlich über ihre Existenz und Entstehung, über ihren Zustand und Wohnplatz nach, wußten nicht, wie sie entstanden und wo sie zuerst gelebt hatten, wußten nicht, ob sie die ersten und einzigen Geschöpfe ihrer Art, oder ob ihrer noch mehrere in der Welt waren. Sie waren gegen das Alles ganz gleichgültig; sie hatten noch keine Bildung des Geistes, die Vernunft war noch nicht bey ihnen erwacht; die Sinnlichkeit hatte noch das Uebergewicht bey ihnen und sie waren zufrieden, wenn sie nur etwas hatten, ihren Hunger zu stillen, oder wenn sie ihre thierischen Triebe und Begierden befriedigen konnten. — Wie sollten solche Naturmenschen daran gedacht haben, die Nachricht von ihrem Ursprunge und ersten Wohnsitze aufzubewahren und auf die Nachwelt zu bringen? —

Und gesetzt auch, daß sie den Willen dazu hatten, wie sollten sie es anfangen, da sie noch keine gebildete Sprache, noch weniger Buchstaben, ja nicht einmal Hieroglyphenschrift hatten? — Die Sprache der ersten Menschen war noch blos Gebärden- und Affectensprache, der Sprache der Thiere und Taubstummen ähnlich. Denn das Vermögen zu sprechen ist dem Menschen, wie bekannt, nicht angeboren, sonst müßten auch die Taubgebornen sprechen können; sondern wird erst durch Uebung und Nachahmung erlernt. Wie lange aber mußte es dauern, ehe die Menschen von selbst eine artikulirte und gebildete, jedermann verständliche Sprache erfanden! — Vermuthlich wußten also schon die Kinder der ersten Eltern nicht mehr, wie und wo jene entstanden waren, wenn sie selbst es auch, wie nicht wahr-

scheinlich ist, gewußt haben. Noch weniger wußten die Enkel, wo ihre Voreltern zuerst gewohnt hatten; wenn sie anders schon veste Wohnplätze hatten, welches sehr zu bezweifeln ist. Wahrscheinlicher ist es, daß sie, wie die wilden Thiere, in der Welt herumirreten und sich hinwandten, wo sie Nahrung fanden. Sind überdem, wie es glaublich ist, viele tausend Menschen zugleich von der Natur und an vielen Orten zu gleicher Zeit hervorgebracht; wie konnte man sagen, wo das Paradies gewesen und wo das erste Paar Menschen entstanden sey? Auf diese Idee konnte man nur erst in spätern Zeiten durch Nachdenken und Philosophiren kommen, als die Entstehung des Menschengeschlechts schon lange Zeit verflossen war; den ersten Menschen konnte aber solches gar nicht einmal einfallen, wenn sie es auch wußten. Aber ein solches Paradies, als die Philosophen der alten Welt sich dachten, hat auch nie existirt; also konnte davon die Nachricht auch nicht auf die Nachwelt kommen und durch Sagen und Mythen sich fortpflanzen.

Wen interessirte auch damals der Ort, wo die ersten Menschen entstanden waren, und ihr erster Wohnplatz? Solche Untersuchungen kamen den ersten Menschen gar nicht in den Sinn; dagegen waren sie ganz gleichgültig, da sie noch wenig Wißbegierde hatten, ein sehr müßiges, träges, indolentes Leben, wie alle Wilden, führten und noch keinen Begriff von Gott, dem Weltenschöpfer, hatten, noch weniger ihre eigene höhere Bestimmung kannten. Als nun aber die Nachkommen mit der Zeit ihre Vernunft ausbildeten und sich aus ihrem anfänglich rohen und thierischen Zustande herausarbeiteten, und vernünftig über Gott, Schöpfung der

Welt und des Menschen, Vorsehung und Regierung Gottes und über den künftigen Zustand nach dem Tode nachzudenken anfingen; da war das Menschengeschlecht schon mehrere tausend Jahre alt, hatte sich schon über den Erdboden verbreitet und vielleicht von seinem ersten Wohnsitze weit entfernt. Wer von den Nachkommen konnte also noch mit Gewißheit bestimmen, wo das Paradies gewesen sey, da Niemand mehr war, der davon Nachricht geben konnte, wenn es auch wirklich in der Welt, als solches, existirt hatte? — Alles also, was man in der Folge davon wußte und sagte, war blos Vermuthung, Hypothese, Dichtung oder Mythus. —

Zwar werden die ersten Menschen in der Bibel schon als gebildete Menschen vorgestellt, die eine menschliche Sprache redeten, eine Kenntniß von Gott und andern Dingen hatten, opferten, Viehzucht und Ackerbau trieben. Aber wer sieht nicht, daß solche Menschen, als dort beschrieben werden, nicht die ersten Bewohner der Erde gewesen seyn können; daß die Welt schon viele tausend Jahre bewohnt gewesen seyn muß, ehe man dahin kam, wo Adam und seine Söhne schon waren und daß also dort von schon gebildeten Nationen die Rede seyn kann, wie sie zu unsern Zeiten sind. Dies ist ein offenbarer Beweis, daß die Erzählungen des alten Testaments von den ersten Menschen und ihrem Zustande mythischen Inhalts sind und aus spätern Zeiten herrühren, da die Vernunft schon mehr ausgebildet war und das Menschengeschlecht schon eine ziemlich hohe Stufe der Bildung erreicht hatte. —

Und da nun das Licht der Vernunft, so viel wir

wissen, in Asien zuerst aufging, und dort zuerst dichterisch-philosophische Köpfe auftraten und sich bildeten, welche über Gott und Menschen, über das Uebel, oder die Sünde und ihren Ursprung vernünftig nachdachten und philosophirten; so war es natürlich, daß sie auch über die Erschaffung des Menschen und seinen ersten Wohnsitz nachdachten und ihre Philosopheme ihren Zeitgenossen mündlich, oder schriftlich mittheilten. War es nun zu verwundern, da Asien die ersten Philosophen dieser Art hatte, daß das Paradies vorzugsweise in diesen Welttheil verlegt und derselbe zur Wiege des Menschengeschlechts gemacht wurde? Es konnte ja nicht anders seyn und es hätte müssen durch ein Wunder geschehen, wenn es anders hätte seyn sollen. — Hätte sich Afrika zuerst gebildet, wenn es vermöge seiner Lage und Umstände anders möglich war; wäre das Licht der Wissenschaften in Europa zuerst aufgegangen; so würden diese Welttheile vielleicht die Ehre haben, zur Wiege des Menschengeschlechts gemacht zu seyn. Dann wäre das Paradies vielleicht in die schönen Gegenden zwischen der Donau, dem Rhein und Mayn, oder an den Tagus, Ebro, die Seine und Tiber, oder in das schöne Griechenland und nach Constantinopel versetzt, oder man hätte es gar nach Nubien, Aethiopien und Guinea verlegt. Wäre gar Amerika so glücklich gewesen, sich zuerst zu bilden; so würde man dem Park Eden in den schönen, warmen und fruchtbaren Ebenen von Südamerika, an dem Missisippi, oder an den Wasserfällen des Niagara, oder in Peru, Mexiko, Chili und Brasilien, dem Vaterlande des Goldes und der Edelgesteine, seinen Platz angewiesen haben; und das mit Recht. —

Folgt nun aber daraus, daß, (da die Asiaten sich

unter allen Völkern der Erde zuerst bildeten, und philosophirten, oder dichteten, sie auch nothwendig zugleich die ersten Menschen waren, und daß das Paradies in ihrem Lande gewesen seyn muß? Keinesweges! Nur so viel folgt daraus, daß es mit andern Völkern der Erde langsamer ging, ehe sie sich ausbildeten, weil sie keine philosophische Köpfe, oder Dichtergenies hatten; weil ihre äußerliche Lage und die Umstände ihnen nicht so günstig, als jenen, war, oder weil es ihnen an natürlichen Talenten fehlte. Sie konnten also auch nicht auf die Idee von einem Paradiese kommen; weil Niemand unter ihnen war, der über den Menschen, seine Bildung und ersten Aufenthalt nachdachte, oder, wenn er es that, seine Gedanken zu Papiere bringen und auf die Nachwelt fortpflanzen konnte. Wir haben ja an unsrer eigenen Nation, die doch aus Asien kam und dort schon einen Grad von Bildung erhalten haben mußte, ein redendes Beyspiel. — Wie lange hat es gedauert, und würde es noch gedauert haben, ehe sie sich gebildet hätte; wenn sie nicht in Verbindung und nähere Berührung mit den gebildetern Römern gekommen wäre, oder wenn sie nicht die Griechen und Orientaler zu Vorgängern in den Künsten und Wissenschaften gehabt hätte, an deren Lichte sie das ihrige anzünden konnte! Würde es uns Deutschen nicht eben so gegangen seyn, wie den Amerikanern? Würden wir nicht noch auf eben der niedrigen Stufe der Kultur stehen, worauf sie und andere wilde Völker der Erde stehen? Aus der frühern oder spätern Kultur der Völker läßt sich also nichts mit Gewißheit folgern. Alles in der Welt entwickelt sich langsam und nach und nach. Das Meiste beruhet auf glücklichen Vorfällen, Begebenheiten und Ereignissen. Jahrtausende können vergehen, ehe

ein solcher glücklicher Umstand eintritt, woraus für ganze Generationen und Welttheile Glück und Heil entspringt. Oft ist es ein bloßer Zufall, der die ersprießlichsten Folgen für die Welt nach sich zieht. Wer kann es aber bestimmen, wennehr ein solcher glücklicher Vorfall eintreten wird? Wer weiß jetzt noch, was es für ein glücklicher Umstand war, der es bewirkte, daß Asien sich so früh bildete, wovon die Folge war, daß wir die ältesten Nachrichten von seinen Bewohnern haben?

Zwar könnte man sagen, die ersten Völker der Erde werden doch gewußt haben, wo ihre Vorfahren zuerst gewohnt und aus was für einem Lande sie gekommen sind; und so konnte die Nachricht vom Paradiese sich auf die Nachwelt fortpflanzen. — Aber ich habe schon oben gezeigt, wie schwierig es schon für die Nachkommen der ersten Menschen war, auszumitteln, wie lange schon Menschen auf der Erde gewesen und wo sie zuerst gewohnt hätten! Woher wußten also die Völker der alten Welt, daß ihre Vorfahren die ersten Bewohner der Erde gewesen, ja, daß sie die einzigen Menschen in der Welt waren? — Gesetzt auch, daß ihr Volk in dem Lande, worin sie wohnten, das erste gewesen und darin entsprossen sey; konnten denn nicht in andern entfernten Gegenden der Welt zugleich mit ihnen Menschen leben und entsprungen seyn, wovon sie nichts wußten und ahneten? — Man bedenke, wie wenig die alten Völker von ihrem Wohnorte, der Erde, wußten, was sie für beschränkte Einsichten und Begriffe davon hatten, wie gering ihre Erdkunde war und wie wenig sie die Länder kannten, die nicht in ihrer Nähe, oder in ihrem Welttheile lagen! Der ganze Norden war ja, wie Hartmann gezeigt hat, den Asiaten fremd und

unbekannt. — Wie viel weniger werden sie von Süd- und Westindien gewußt haben! Wie konnten sie also wissen, ob ihre Vorfahren in dem Lande, woher sie gekommen, oder wo sie anfangs lebten, auch zuerst entstanden und nicht daselbst auch schon eingewandert seyen? Oder ob nicht außer ihrem Stamme noch hundert andere Menschenstämme zugleich da waren, von denen sie nichts wußten, weil sie zu entfernt von ihnen lebten? Man sieht hieraus, daß sich hierin nichts Gewisses bestimmen läßt, und daß die Sagen und Nachrichten der asiatischen Völkerstämme auf ungewissen Daten beruhen und auf schwachen Füßen stehen. Man kann also das Paradies so gut nach Afrika, als nach Asien versetzen; das eine läßt sich so wenig verbürgen, als das andere. Wenigstens haben die übrigen Welttheile, so weit die Geschichte reicht, schon von jeher und eben so lange, als Asien, Bewohner gehabt. Und hätten wir von ihnen frühere Nachrichten; so würden wir finden, daß sie eben so früh, als Asien, bevölkert wurden und ihre ursprünglichen Einwohner, wie der Orient, hatten. —

Warum sollte auch Asien allein von dem Schöpfer so begünstigt seyn, zuerst und vor allen andern Ländern der Welt, Menschen hervorzubringen? Beweiset sich die bildende Kraft der Natur nicht allenthalben gleich thätig und wirksam? Schaffet sie nicht aller Orten, wo Boden und Klima ihr die Hand reichen, die mannigfaltigsten Produkte? Bringet sie nicht in allen Gegenden der Erde, wo nicht ein ewiger Winter herrscht, so viel hervor, daß sich Menschen und Thiere davon ernähren können? Sollte also die Natur nicht auch die Kraft gehabt haben, allenthalben Menschen hervorzubringen, wo etwas für sie zu leben war? Aller Orten, wo die segnende

Hand der Natur ihre Gaben und Geschenke ausspendet; aller Orten, wo wir eine schöne, reizende, fruchtbare Gegend, ein schönes Thal, es heiße nun Tempe, oder Caschemir, oder Quito, — antreffen; aller Orten, wo wir eine besondere Art von Menschen antreffen, die sich durch irgend etwas Eigenes und Auffallendes von andern Menschenracen unterscheidet, können wir sicher annehmen, daß daselbst ein Paradies gewesen, oder daß daselbst für diesen Theil des Erdbodens die ersten Menschen entsprossen sind. — Denn nichts gleicht der Fruchtbarkeit der Natur. Ihr Reichthum und Vorrath ist unerschöpflich und ihre Fülle unermeßlich! —

II.

Welches Land war die Wiege des Menschengeschlechts?

Nach der gewöhnlichen Meynung, die sich auf jüdische Mythologie und Geschichte gründet, war das schöne, warme und fruchtbare Asien die Wiege des Menschengeschlechts, oder das Paradies, worin das erste Menschenpaar sein Daseyn erhielt. Das Ansehn, worin diese Sagen von jeher bey Juden und Christen standen, so, wie auch andere Umstände, welche die Sache wahrscheinlich machten, haben diese Wahrheit bey den christlichen Nationen außer Zweifel gesetzt. Wenn indessen dieser Glaube auf bloßen Sagen und Mythen beruht, und andere Gründe, die in der Natur der Sache liegen, dawider sind; so bleibt es noch immer ein Problem, und man kann auf solche Traditionen nichts Gewisses bauen. Wir wollen daher die Sache einmal näher beleuchten und die Frage von neuem aufwerfen und beant-

worten: wo entstand der Mensch zuerst? Und hat die Natur blos in Asien, oder allenthalben Menschen, wie Thiere und Pflanzen, hervorgebracht? —

„Die Berge", sagt Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," sind das Gerippe der ehemaligen Erde. Die höchsten derselben waren wahrscheinlich frey von Wasser, womit alles Uebrige bedeckt war, oder wurden zuerst trocken. Auf Bergen, hohen Bergrücken und in Bergthälern mußte also das Menschengeschlecht sich zuerst bilden und von dort aus wurde die flache Erde, wie sie nach und nach austrocknete, bevölkert. Denn die Höhen waren zuerst bewohnbar, die Eisregion der höchsten Gebirge ausgenommen, wo keine Vegetation statt findet. Jeder Welttheil hat solche hohe Bergrücken, die sich zur Hervorbringung von Thieren und Menschen eignen; dergleichen sind das Mondgebirge in Afrika, die Andes in Amerika, der Ural in Asien, die Alpen in Europa. Welcher Welttheil hat nun das Glück gehabt, die ersten Menschen zu erzeugen? — Dies ist schwer zu beantworten." —

„Suchen wir Punkte auf," sagt Wendelstadt, „wo die üppigste Natur ist, Punkte, welche nie das Meer erreicht hat, die also passend waren, die Krone der Schöpfung, den Menschen, aus dem Chaos zu entwickeln; so war das Asien, nach Herder. Er behauptet, es habe die höchsten und breitesten Bergketten, eine Ebene, welche nie das Meer erreicht habe. Von da aus, behauptet er, habe sich das Menschengeschlecht nach Afrika, aus Afrika nach Europa und von diesem nach Amerika verpflanzt; wenn nicht etwa umgekehrt das

Mondgebirge in Afrika, oder das hohe Thal Quito in Südamerika, — das Paradies gewesen ist. — Dieses ist 7256 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Sein ewiger Frühling, sein immer heiterer Himmel, seine wunderschönen Produkte realisiren, nach Herrn von Humbold, in erfreulicher Wirklichkeit das Ideal, wozu die schöpferische Phantasie der hellenischen Dichter das Thal von Tempe und Arcadien, Moses Eden, schuf." *) —

Herder macht also das Land, welches die höchsten Bergrücken, und also auch die höchsten Thäler habe, zum Paradiese, weil das sich am besten dazu qualificire, da diese hohen Gebirge entweder nie vom Wasser bedeckt, oder doch früher, als andere Gegenden der Erde, davon befreyet wurden. Asien aber hält er für dasjenige Land, welches die höchsten Bergrücken, oder Plateaux habe. — Das Erste, daß jene erhabenen und zugleich warmen Gegenden des Erdbodens sich zuerst ausbildeten, der Vegetation Raum gaben, sich zu entwickeln, und Menschen und Thiere zu erzeugen im Stande waren, gebe ich gern zu und ist höchst wahrscheinlich, wie wir in der Folge sehen werden; daß aber Asien die höchsten Bergrücken habe, wie er behauptet, bezweifle ich. Aus von Humbold's Reise nach Südamerika lernen wir, daß Amerika eben solche hohe und wol noch höhere Bergrücken, oder Plateaux habe, als jener Welttheil, und es eignet sich also eben so gut zur Wiege des Menschengeschlechts, als Asien. — Und warum will man sich auch länger um das Vaterland des

---

*) Allg. Anzeig. d. D. 1812. Jul. Nro. 185.

ersten Menschen streiten? Warum soll nur ein einziger Fleck des Erdbodens dazu tüchtig gewesen seyn? Warum will man Asien allein diesen Vorzug einräumen, da jeder Welttheil, so gut, wie jener, seine hohen Bergrücken und fruchtbaren Thäler hat? — Ist etwa die Natur nicht allenthalben gleich wirksam, thätig und fruchtbar? —

„Eine Erschaffung der Menschen an vielen Stellen wäre möglich gewesen," sagt Wendelstadt; „doch nein! die Natur war sparsam; sie bestimmte zur Erscheinung des Menschen nur eine Stelle, als den Mittelpunkt der regesten, organischen Kräfte, wo, wie Herder sagt, die Schöpfung am weitesten gediehen, am feinsten und längsten ausgedehnt war." *) —

Aber woher weiß man das, daß die Natur nur eine Stelle zur Erzeugung des Menschen bestimmt habe? Wer hat sie in ihrer Werkstatt belauscht? Wen hat sie in ihre Geheimnisse eingeweihet? Wer kann die Stelle bestimmen, wo die Schöpfung am weitesten gediehen war, als den Mittelpunkt der regesten, organischen Kräfte? Oder wer kann behaupten, daß nur eine einzige solche Stelle auf dem ganzen weiten Erdboden gewesen sey, da es in allen Theilen der Welt hohe Bergrücken und fruchtbare Thäler giebt? Und wenn gleich die Natur sparsam ist; so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß sie dagegen in manchem Betracht auch wieder sehr verschwenderisch ist. Wer kann und wird

---

*) Allg. Anz. 1812. Jul. Nro. 185.

dieses leugnen, wenn er mit dem Ueberflusse und Reichthume bekannt ist, der überall auf der Erde herrscht? Warum sollte die Natur also nur bey Hervorbringung des Menschen so karg gewesen seyn, da sie in der Spendung und Hervorbringung ihrer übrigen Gaben und Produkte so freygebig ist? Sollte denn die Erde so arm gewesen seyn, daß nur eine einzige Stelle auf derselben fähig gewesen wäre, Menschen zu erzeugen? Geben die übrigen Welttheile wol Asien an Fruchtbarkeit und Wärme etwas nach? Uebertreffen sie nicht diesen Welttheil in mancher Hinsicht? —

Wir finden ja, daß jedes Klima und jeder Erdstrich seine ihm eigenthümlichen Pflanzen und Thiere hervorbrachte; warum sollte er also nicht auch Geschöpfe von unsrer Art erzeugt haben? Ist denn etwa die Bildung des menschlichen Körpers künstlicher und schwerer, als die der übrigen Geschöpfe, und gehörte also zu seiner Erschaffung eine größere Kraft und Kunst, als zum Bau anderer organischer Wesen? Zwingt uns nicht die innere Bildung und Organisation auch des geringsten Insekts die höchste Bewunderung ab? — Man wird mir einwenden, daß die Verbindung des Körpers mit der Seele bey dem Menschen das größeste Meisterstück der Natur war und also mehr Aufwand von Zeit und Kraft erforderte, als die Bildung und Hervorbringung einer Schnecke. — Aber haben denn die Thiere nicht eben sowol Seelen, wie wir, wenn sie auch nicht so vollkommen sind, als die unsere? Sind die Thiere nicht eben so künstlich und bewunderungswürdig organisirt, wie der Mensch? — Ist man nicht längst von dem Vorurtheile zurückgekommen, unsern Halbbrüdern, den Thieren, Besinnung und Denkkraft, Vernunft und

Beurtheilungskraft abzusprechen? Es ist ein Fehler unsrer Zeiten und verräth Stolz und Eigenliebe, daß man die übrigen Geschöpfe des Erdbodens so tief unter den Menschen herabsetzt und sein eigenes Geschlecht zu hoch erhebt. Sind denn nicht die Thiere so gut Geschöpfe Gottes, wie wir, wenn sie gleich um eine oder mehrere Stufen niedriger stehen, als wir? Hat die Natur stiefmütterlich an ihnen gehandelt und sie auf Kosten des Menschen verabsäumt oder verwahrloset? Ach nein! Die Thiere übertreffen uns in manchen Stücken und wir sind nicht im Stande, sie in dieser und jener Kunstfertigkeit zu erreichen. Blos der Druck, worunter sie leben und das eiserne Joch, das der Mensch ihnen aufgelegt hat, der Mangel an Freyheit und Ausbildung ihrer Triebe und Fertigkeiten, bringt es zurück, ist ihnen hinderlich und zieht ihnen unsre Verachtung zu. —

Es ist also hierin unter Thieren und Menschen kein sonderlicher Unterschied, und waren alle Gegenden der Erde im Stande, wie die Erfahrung lehrt, sich ihre eigenen Pflanzen und Thiere zu geben; so konnten sie auch Menschen hervorbringen. Warum wollen wir also so sparsam und karg bey der Bildung des Menschen seyn? — Als unser Erdboden, den wir bewohnen, zu dem Grade von Ausbildung gekommen war, der erfordert wurde, Menschen zu erzeugen, da war es der Natur ein Leichtes, in mehrern Gegenden Menschen hervorzubringen, wo es nur die Umstände erlauben wollten. Wir dürfen ihr also dabey nicht die Hände binden, oder ihr vorschreiben, wo sie zuerst Menschen hervorgebracht und wie viele Paare, ob eins oder tausende zu gleicher Zeit, sie geschaffen haben soll? —

Daß man diese so leicht einzusehende Wahrheit bisher nicht eingesehen hat und ihr immer noch widerspricht, ist mir unbegreiflich; kommt aber vermuthlich daher, weil sich die Idee von einem Paradiese, und von einem einzigen Menschenpaare so vest in den Köpfen der Menschen gesetzt hat, daß sie mit aller Mühe, die man anwendet, nun nicht wieder vertilget werden kann. Man hat diese Meynung mit der Muttermilch gleichsam eingesogen, sie ist mit uns groß geworden und in unsre Natur verwebt. Daher kann man sich nicht gut von ihr trennen; daher sucht man sie immer aufrecht zu erhalten und durch neue Gründe aufzustutzen. — Selbst Wendelstadt, der sonst so frey und uneingenommen denkt und urtheilt, tritt doch in seinem Aufsatze über die Urwelt, hierin auf Herders Seite. —

„Entstanden aber," fragt er dort, „überall Menschen, wie überall Schaalthiere entstanden? — Gebar das Mondgebirge den Neger, wie etwa die Andes den Amerikaner, der Ural den Asiaten, die Alpen den Europäer gebaren? Hatte jede Insel ihre, eigens für sie erschaffenen Menschen? Und hat jedes Hauptgebirge der Erde etwa seinen eigenen Schlag Menschen? — Nein! Die Menschen alle stammen von einer Urrace, wie Blumenbach meynt, von der caucasischen, ab; sie seyen nun weiß, braun, gelb, roth oder schwarz; sie heißen Mongolen, Europäer, Aethiopier, Amerikaner oder Malayen; sie sind Zweige eines Stammes, aber acclimatisirte Menschen. Das gilt auch von den Insulanern; denn nur große Revolutionen konnten zwischen England und Frankreich einen Canal hinzaubern und zwischen Welttheilen, zwischen Inseln und das

ursprünglich zusammenhängende Continent, Meere werfen." *)

Ich kann dieser Meynung nicht beystimmen; so sehr ich auch die Männer schätze und verehre, die sie vertheidigen. Daß alle Menschen von einer Urraçe, der caucasischen, herstammen sollen, ist mir sehr unwahrscheinlich, wie ich schon in einer der vorhergehenden Abhandlungen gezeigt habe und hier nicht wiederholen will. Die Verschiedenheit unter den Menschenraçen und ihre Unähnlichkeit ist zu groß, als daß sie alle von einem Paare abstammen könnten. Die größten Anatomen haben den großen, unleugbaren Unterschied zwischen einem Neger und Europäer hinlänglich bewiesen und ich habe ihre Gründe an seinem Orte wörtlich abgeschrieben und angeführt. Es wäre überflüssig, dieses noch weiter zu beweisen.

Was zwingt uns auch, die Meynung von einer Art Menschen, von der alle übrigen nur Ab- oder Spielarten wären, aufrecht zu erhalten? Etwa, um das Ansehn von ein Paar alten jüdischen, oder indischen Mythen nicht sinken zu lassen, die der Erfahrung widersprechen und auf die man durchaus keine historische Wahrheiten gründen kann? — Warum sollen wir der Natur Gewalt anthun und ihr unglaubliche und unmögliche Dinge zumuthen? Ist dies nicht eben so, als wenn man Moses Schöpfungstheorie **) mit unsern

---

*) Siehe eben daselbst.

**) Auch Reinhard ist auf diesem irrigen Wege, wie aus sei-

jetzigen bessern Einsichten in Uebereinstimmung zu bringen sucht? Hat man die Theorien und Systeme unsrer Philosophen und Naturforscher, welche sich auf die Schöpfungsgeschichte im Moses gründen, nicht längst verworfen und sie für unhaltbar erklärt? Eben so ist es auch mit der Erzählung vom Paradiese und der Erschaffung eines einzigen Menschenpaars. Wollen wir der Vernunft folgen und unpartheyisch und ohne vorgefaßte Meynungen urtheilen, wollen wir unsre jetzigen bessern Einsichten und Erfahrungen in diesem Falle zu Rathe ziehen; so müssen wir die Meynung, die sich auf jene Mythe gründet, ganz verwerfen und so viele Paradiese und Menschenarten annehmen, als es hohe Bergrücken und Menschenstämme giebt. —

Warum sollte die Natur auch ein solches Wagestück gemacht haben, von einem Paar Menschen, das so vielen Gefahren unterworfen war, die Existenz und Fortdauer des künftigen ganzen Menschengeschlechts abhängen zu lassen? — War nicht der erste Mensch, den man als ein großes Kind ansehen muß, ohne Erfahrung und Kenntniß, in Gefahr, in jedem Wasser zu ertrinken, oder an jeder Giftpflanze sich den Tod zu essen, oder von jedem Raubthiere gefressen zu werden; wie der große Kant irgend wo sagt? Und wenn also nur ein Mensch in der Welt war, starb denn nicht das ganze Menschengeschlecht mit ihm aus? — War es also nicht viel sicherer, gleich mehrere tausend Menschen-

---

nen Beyträgen zur Erklärung der Bibel, gesammelt von Bartzsch, Leipz. 1817, erhellet.

paare zu schaffen, um diese Gefahr abzuwenden? — Nur durch das größte Wunder hätte das Menschengeschlecht vom Untergange gerettet werden können, wenn seine Erhaltung auf einem Paare beruhete. Aber so inconsequent handelt die Natur nicht. Sie läßt eher Tausende von ihren Werken und Geschöpfen untergehen, als daß sie zu wenig hervorbringen sollte. Denn es kostet ihr ja nichts, eben so viel und noch mehr wieder hervorzubringen, wenn es nöthig ist und die Umstände es möglich machen, oder erfordern. Jener Mythendichter, der das Paradies, oder den Park Eden, besang und so malerisch schön beschrieb, hatte entweder noch geringe Einsichten in der Geologie und Naturkunde, wie man auch von seinen Zeiten nicht anders erwarten darf; oder man muß ihn blos als Dichter beurtheilen, der keine Physik der Erde schreiben, sondern eine poëtisch-philosophische Mythe dichten wollte, um unter dieser Hülle seinen Zeitgenossen gewisse moralische Wahrheiten an's Herz zu legen, oder gewisse Philosopheme aufzustellen. Wer wird aber deshalb auf seine Worte schwören, oder darauf ein naturhistorisches System bauen? — Dergleichen ist ihm wol nie in den Sinn gekommen und er würde sich sehr wundern, wenn er sähe, was man alles aus seiner Mythe gemacht, was für Wahrheiten man darauf gebauet und was für Folgerungen man daraus gezogen hat. — Ist das wol consequent gehandelt? —

Ich freue mich, daß in unsern Tagen zwey sehr achtungswerthe Männer aufgetreten sind, die ganz meiner Meynung sind und das, was ich schon längst geglaubt und gesagt habe, bestätigen. Der sel. von Zimmermann hat in seiner geographischen Geschichte des Menschen und der Thiere zur Genüge dargethan, wie

verwerflich die Hypothese sey, daß die Thiere alle von einem Punkte aus über die ganze Erde verbreitet wären. Doch bezieht er sich vorzüglich nur auf die Säugethiere. Der Prof. Rudolphi zu Berlin hat aber diese Untersuchung bis auf die einfachsten Thiere und die Menschen fortgesetzt. *) —

„Ein Menschenpaar,“ sagt er, „war gewiß nicht geeignet, die ganze Erde zu bevölkern. Ein wildes Thier, eine Krankheit konnte gleich den ganzen Zweck vereiteln. So geht die Natur aber nicht zu Werke. Bey einem so wichtigen Geschäfte, als die Bevölkerung der Erde durch die Menschen ist, konnte sie unmöglich Alles auf ein so gefährliches Spiel setzen.“ —

„An wie vielen Orten ursprünglich Menschen erschaffen worden sind, das weiß Niemand; wahrscheinlich aber an nicht wenigen. — Der Allmacht war es eben so leicht, tausend, als zwey Menschen, zu erschaffen, und die Bevölkerung der Erde erfordert das Erstere eher, als das Letztere.“ —

„Nur ein solcher Glaube ist der schaffenden Kraft der Natur würdig. Fülle und Reichthum war über die Erde ausgegossen; nur ein Grübler hat die Sparsamkeit der Natur ersonnen.“ **) —

---

*) Beyträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte von Dr. C. A. Rudolphi. Berlin 1812. 8.

**) Flörkens Repertorium. Bd. 3. Seite 501. seq.

Will man indessen für den weißen Menschenstamm ein eigenes Paradies annehmen, so ist wahrscheinlich der Caucasus in Verbindung mit dem Taurus und Imaus, oder die große Tartarey, die Wiege des Menschengeschlechts gewesen; jedoch schließt diese Behauptung andere Paradiese für andere Menschenraçen nicht aus. Diese Vermuthung wird durch mehrere Entdeckungen und Schriften, die man ans Licht zieht, bestätigt.

„Kaschmir," sagt Abul Fazel, „ist ein Garten, wo ein ewiger Frühling herrscht, dessen Seiten die Natur mit unersteiglichen Mauern bevestigt hat. — Als Acbar dies Land einnahm, überreichten ihm die Einwohner ein Buch in Sanscrit geschrieben, das die Geschichte ihres Landes und ihrer Fürsten über 4000 Jahre rückwärts enthielt." *)

„Deshalb vermuthet auch Buttmann in seiner ältesten Erdkunde des Morgenlandes, daß Notizen von glücklichen Gegenden am Quell des Ganges, von Kaschemir und von den großen, von Nomaden durchstreiften Steppen, östlich von Kaschemir, der hebräischen Sage vom Paradiese zum Grunde liegen mögen." —

Auch die Bücher der Braminen, als die ältesten Bücher der Welt, bestätigen solches, wie le Gour

*) Ayeer Acberi, or the institutes of the Imperor Acbar, transl. of the origin. Persian by Gladwin. 1800. Götting. gel. Anz. Nro. 186. 1801.

de Flair, der sie aus Uebersetzungen kennet, versichert. Er drückt sich in seinem Versuche über Ostindien darüber so aus:

„Nachdem sich der westliche Arm der Ghauts-Gebirge, der die wahre Kette der Ghauts zu seyn scheint, mit den Mondsbergen, die einen Theil des Taurus ausmachen, vereint hat, verbindet er sich, indem er die Berge des Imaus mit einbegreift, mit der Kette des Taurus gegen Osten und mit der des Caucasus gegen Westen, um das große Plateau der Tartarey, den höchsten Theil des Erdbodens, — zu bilden. Nachdem sich das Wasser, welches die Oberfläche des Erdbodens während einer sehr langen Revolution von Jahrhunderten bedeckt gehabt hatte, zurückgezogen, wie es die Traditionen und die Bücher der Hindus sagen, ward dies Plateau die Wiege und die erste Wohnung des Menschen, der aus dem Innern der Gewässer bey der Stimme der Vorsehung hervorging. — Diese Behauptung, die man kühn fand, als einer der tiefsten Denker des vorigen Jahrhunderts, der berühmte Bailly sie in seinen Lettres sur l'Atlantide äußerte, die bewundert wurden, aber auch Verfolgungen ihm zuzogen, findet sich durch die heil. Bücher und die Traditionen der Abkömmlinge der Bramen bestätigt, von welchen das Alterthum mit so großem Lobe und so vieler Achtung redet." *) —

*) Versuch über Ostindien, nebst der Schilderung von dessen Handel, nach Le Goux de Flair, von E. A. W. von Zimmermann. Leipz. 1810. B. 1. Seite 86.

Der Verfasser setzt noch in einer Anmerkung hinzu: „So drücken sich die Baides, Bücher des Bruma, in Betreff der Schöpfung des Menschengeschlechts aus, nach der Uebersetzung eines Braminen von Benarès, mit dem ich während meines Aufenthalts in dieser alten und berühmten Schule dieser Weisen Hindustans (Benarès) genau verbunden war.“ —

Von Zimmermann, der Uebersetzer, macht hierbey folgende Anmerkung: „Sonderbar genug treffen hier die heil. Bücher der Hindu's mit Bailly's Idee zusammen, und diese wird noch bedeutend verstärkt durch das, was bereits vor dreyßig Jahren in Zimmermanns geographischer Zoologie bewiesen ist; nemlich, daß alle Hausthiere im wilden Zustande auf diesem Buckel der Tartarey noch jetzt zu finden seyen; daher denn damals der Verfasser auf diesem hohen, flachen Gebirge in der zoologischen Charte, jedoch fragend, — setzte: prima sedes hominum?“

Für Hochasien hätten wir denn ein Paradies in der großen Tartarey ausgemittelt, die zuerst vom Wasser frey wurde und einen sehr hohen, flachen Bergrücken bildet. Zimmermann sucht dies auch noch wahrscheinlich zu machen durch den Umstand, daß dort alle unsere Hausthiere im wilden Zustande leben. — Aber auf die neue Welt und Australien leidet dies doch keine Anwendung, weil man dort unsre Hausthiere nicht hat und kennet, oder sie doch nicht zahm gemacht hat, noch sich von ihrer Milch nähret. Würde Letzteres nicht der Fall seyn, wenn die ersten Menschen sie aus Asien mit herübergenommen hätten? Ueberdem giebt es in andern Welttheilen fast ganz andere Arten von Thieren,

als in Asien; sie können also nicht aus jenem Paradiese sich dahin verbreitet haben; wenn es auch anders möglich gewesen wäre, daß alle Thiere von einem Punkte ausgehen konnten. — Auch sind die Kornarten, welche in Asien wild wachsen, in der neuen Welt ganz unbekannt, so, wie man dort weder Ackerbau, noch Viehzucht treibt, wie von den asiatischen und europäischen Völkern geschieht. Dies ist ein Beweis, daß die Amerikaner und Südindier nicht aus Asien eingewandert sind; sonst hätten sie gewiß diese, uns bekannten Kornarten und Thiergeschlechter mit sich in ihr Land gebracht; oder ihre Auswanderung müßte sehr frühzeitig geschehen seyn, da man bey uns noch keinen Ackerbau und keine Viehzucht trieb. Solcher frühen und geschwinden Verbreitung des Menschengeschlechts über den ganzen Erdboden, von einem einzigen gewissen Punkte aus, standen aber wieder die größten Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, wie ich anders wo schon gezeigt habe, und sie läßt sich also auch nicht wol annehmen. —

Aber auch die große Verschiedenheit der Menschenstämme in der neuen und alten Welt widerspricht der Sage der heil. Bücher der Braminen, daß die große Ebene der Tartarey allein die Wiege und Mutter aller Menschenstämme auf der Erde gewesen sey. Diese Verschiedenheit ist zu groß, als daß sie könnte geleugnet werden; und so wol von Zimmermann, als von Humbold gestehen sie selbst ein, wie aus ihren eigenen Worten und Aeußerungen erhellet, die ich in einer der folgenden Abhandlungen wörtlich anführen werde. Ich will nur hier das Urtheil des Erstern über Afrika hersetzen. „Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den

die Neuern darin vorwärts thun, bestärkt jene Behauptung. Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenraçen und Völkerschaften finden sich in ihm vereint. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albino's; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschrecken-Fresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja, neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sclav!" *) —

Und welche sonderbare Entdeckungen von der Art hat man nicht in unsern Zeiten in Hinterindien gemacht, welche beweisen, daß die Alten nicht Unrecht hatten, wenn sie dieses Land ein Land der Wunder nannten! Hat man dort nicht Zwergnationen und Menschen mit Schwänzen — entdeckt? — Es scheint Letzteres keine Fabel zu seyn, selbst von Zimmermann nimmt die Sache in Schutz und hält dies für kein größeres Wunder, als Menschen mit 6 Fingern, oder andere Abnormitäten. — Wir dürfen also die Alten nicht Lügen strafen, oder sie für zu leichtgläubig halten, wenn sie uns ein Aehnliches berichten und solche Menschen gesehen zu haben versichern. Nil incredibile de natura existimare! sagt schon Plinius, dieser große Kenner und richtige Beobachter der Natur. Und diese Maxime bewährt sich noch täglich. —

---

*) Taschenbuch der Reisen von Zimmermann. 1ster Jahrg. 1802. Seite 25. seq.

Ich kann also den Verfassern der heil. Bücher des Bruma, wenn sie gleich sehr alt sind, nicht beystimmen, wenn sie ihr Land, oder Indien, zur einzigen Wiege des Menschengeschlechts machen; wenn ich auch zugebe, daß die Tartarey sich hauptsächlich für das Paradies eigne. Die Braminen kannten die Welt noch zu wenig, als daß sie hätten bestimmen können, wo die ersten Menschen entstanden wären und woher Afrika, Amerika und Südindien seine Bewohner erhalten haben möchten. Gesetzt aber auch, sie wußten aus Traditionen, wo in Asien die Menschen zuerst sich erzeugten, wenn gleich auch dieses, wie ich schon gezeigt habe, höchst unwahrscheinlich ist; woher wußten sie, ob nicht in andern Weltgegenden ähnliche Revolutionen, wodurch die hohen Bergrücken frey von Wasser wurden, vorgefallen waren, welche es der Natur möglich machten, dort, wie in Indien, Menschen und Thiere zu erzeugen? Die Braminen hatten ja noch gar keine Kenntniß von den übrigen Welttheilen und kannten den Norden, Amerika und Südindien nicht einmal dem Namen nach, wie ich schon gezeigt habe. Sie hielten ihr Land und ihren Erdtheil wahrscheinlich für die ganze Welt. Wie können wir also auf ihre Sagen bauen? —

Wenn wir nicht die ganze Erde zum Paradiese machen, sondern nur bey einem Punkte derselben stehen bleiben, um ihn zur Wiege des Menschengeschlechts zu machen; so werden wir wol nie mit der Sache auf's Reine kommen und das wahre Paradies nie auskundschaften. Diese Sache wird stets ein Problem bleiben. Der Eine wird die Meynung des Andern umstoßen und wahrscheinlichere Gründe für sich und seine Behauptung anführen, die in der Folge wieder durch neue Ent-

deckungen in der Art umgestoßen werden. Und so wird es immer bleiben, wie es ist. —

Will man also die oben aufgeworfene Frage: wo war die Wiege des Menschengeschlechts? beantworten; so kann man sagen: überall und nirgends. — Das Letztere gilt in so fern, wenn man sich unter dem Paradiese, wie gewöhnlich, einen großen Park vorstellt, der alle zum Unterhalte des Menschen erforderliche Erzeugnisse von selbst und ohne sein Zuthun hervorbrachte; so, daß unsre ersten Eltern, so zu reden, nur zulangen durften, um ihren Hunger zu stillen, eine Art von Schlaraffenland. — Ein solches Paradies hat es nie in der Welt gegeben, wenn gleich das schöne Asien und andere Welttheile herrliche und fruchtbare Gegenden und Thäler enthalten, die den Naturmenschen nicht werden haben verhungern lassen.

Ueberall ist aber das Paradies gewesen, weil, wo Boden und Klima der Schöpferkraft der Natur entsprachen, Pflanzen, Thiere und Menschen sich erzeugten, die der Beschaffenheit des Landes, des Himmelsstrichs und des Klima's angemessen waren, welche ihnen das Daseyn gaben. — Und so läßt sich denn auch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Menschenraçen am besten erklären, die sonst unbegreiflich ist, und die keine bloße Wirkung des Klima's, der Zeit und des Bodens seyn kann, wenn gleich Letztere auch ihren Antheil daran haben.

Zum Beweise dessen, was ich vorhin gesagt habe, wie unwahrscheinlich es sey, daß die Natur anfangs nur ein Menschenpaar hervorgebracht habe, will ich hier

noch Kant's eigene Worte, auf die ich mich oben berufen habe, anführen. Sie lauten so:

„Ein erstes Menschenpaar, schon mit völliger Ausbildung, mithin unter Nahrungsmittel von der Natur gestellt, wenn ihm nicht zugleich ein Natur-Instinkt, der uns doch in unserm jetzigen Naturzustande nicht beywohnt, zugleich beygegeben worden, läßt sich schwerlich mit der Vorsorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. — Der erste Mensch würde im ersten Teiche, den er vor sich sahe, ertrinken; denn Schwimmen ist schon eine Kunst, die man lernen muß; — oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen, und dadurch umzukommen in beständiger Gefahr seyn. — Hatte aber die Natur dem ersten Menschenpaare diesen Instinct eingepflanzt; wie war es möglich, daß es ihn nicht an seine Kinder vererbte, welches doch jetzt nie geschieht?" *) —

*) Zeit. für die elegante Welt. Leipz. 1809. Nro. 11. S. 86.

III.

Neue Zeugnisse für die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenarten.

Ich habe mich in dieser Schrift zu zeigen bemühet, daß nicht alle Menschen von einerley Art und Beschaffenheit sind; sondern daß es mehrere Arten derselben, und nicht blos Spiel- und Abarten, oder Varietäten, gebe. Ich hoffe, hiervon Jeden, der nicht an Vorurtheilen hängt, oder schon vorher zu sehr dagegen eingenommen ist, überzeugt zu haben. Schon mehrerer berühmter Männer Urtheil, als eines Albinus, Fabricius u. s. w., habe ich für mich angeführt, die Autorität in dieser Sache haben; wenn etwa mein eigenes Urtheil, wie ich mich gern bescheide, von geringem Gewicht seyn sollte. Aber noch mehr große Männer stimmen mit mir hierin überein, deren Urtheil entscheidend ist. Ich will ihre Aussprüche hier noch nachholen, um zu zeigen, daß meine Behauptung nicht aus der Luft

gegriffen ist, oder daß ich etwas sage, was der Vernunft, Bibel und Erfahrung widerspricht. — Man höre ihre Gründe, und dann urtheile man. —

Das, was Rudolphi im Allgemeinen behauptet und bewiesen hat, daß es ursprünglich verschiedene Menschenraçen gebe, das wendet der große Anatom Sömmering auf den Neger, und Azzara auf den Amerikaner an. Wenn denn auch Europa, als der kleinste Welttheil, der mit Asien in genauer Verbindung steht, und der seine Bewohner, wie wir aus der Geschichte wissen, zum Theil aus Asien erhalten hat, keine eigene Art von Menschen erzeugt haben sollte; so bleibt doch die Wahrheit unwiderleglich stehen, daß die übrigen Erdtheile ihre eigenen Menschenarten von Anbeginn gehabt haben und noch haben. Je mehr unsere Völker- und Länderkunde zunimmt, desto mehr verschiedene Menschenstämme entdecken wir, welche uns durch ihre Eigenthümlichkeiten in Verwunderung setzen und deren innere und äußere Beschaffenheit uns unerklärlich ist. Und wenn wir fortfahren, unsern Erdboden immer besser kennen zu lernen, so werden wir noch mehr Erfahrungen in diesem Punkte machen, und die Wahrheit, daß nicht alle Menschen von einem Stammvolke herrühren, wird sich immer mehr bestätigen. Vieles hat sich zu unsern Zeiten aufgeklärt, was schon unsre Vorfahren wußten und glaubten, was aber in unsern ungläubigen Zeiten verworfen und verlacht wurde. Vieles wird sich in der Folge noch aufklären und unsre Nachkommen in den Stand setzen, reiflicher und gründlicher in der Sache zu urtheilen. — Jedoch ich will jene oben angeführten Gelehrten für mich reden lassen. —

„Läßt man," sagt Rudolphi, „die Erde sich vom Caucasus her bevölkern, und die Menschen also alle von einem Stamme entspringen; so begreift man nicht die Verschiedenheit unter den Menschen, die bey weitem größer ist, als die Vertheidiger der Einheit des Menschengeschlechts uns überreden wollen. Sie begreift sich aber auch nicht bey irgend einer andern Verpflanzungsart."

„Die Zigeuner, so weit sie auch zerstreut worden sind, bleiben immer Zigeuner; verrathen noch immer, wo sie unvermischt geblieben sind, ihre außer-europäische Abkunft, obgleich sie schon ungefähr 400 Jahre in Europa sind. — Die Juden waren schon vor Alexander dem Großen, in Persien und andern Ländern Asiens zerstreuet; früh kommen sie schon in Aegypten vor und ihr Eintritt in Abyssinien ist auch wol sehr alt. Unter Julius Cäsar waren sie in Rom beynahe eben so eingewurzelt, als sie es jetzt in manchen Ländern Deutschlands oder Polens sind, und mit einem Worte, sie sind überall einheimisch geworden. Ihre Gestalt hat sich aber nicht umgewandelt. Ihre Farbe ist hier heller, dort dunkler; aber ihr Gesicht, ihr Schädel hat überall den eigenthümlichen Charakter. — Wenn sie sich aber in so vielen Jahrhunderten nicht acclimatisirten, ob sie gleich unter civilisirten Völkern lebten: wie sollen es andere Völker gethan haben, die sich in ganz menschenleeren Gegenden niederließen?" —

„Pincard fand in einem abgelegenen Theile der Insel Barbados eine Familie von Englischer Abkunft, die in die sechste Generation und vielleicht noch weiter hinauf, nie die heiße Zone verlassen hatte. Aber sie

war ihrer Haut, ihren Gesichtszügen und ihrer Gestalt nach Engländer geblieben. Eben das beobachtete er auch an andern Familien, unter ähnlichen Umständen. Die Colonisten auf dem Cap, die in Asien u. s. w., sind unveränderte Europäer geblieben. — Die nach Amerika gebrachten Neger sind noch immer Neger und werden es wahrscheinlich stets bleiben, wenn sie sich nicht mit andern Völkern vermischen.“ —

„Alle diese Fälle beweisen hinlänglich, daß die Menschen von einem Stamme sich gleich bleiben. Die Farbe kann durch das Klima heller oder dunkler werden; ein Mensch, der im Elende lebt und harte Arbeiten verrichtet, kann häßlicher werden; allein er wird nicht umgewandelt. — Auf welche Weise wollten wir ja die ungeheuren Unterschiede zwischen dem Europäer und Mogolen, zwischen dem Europäer und Neger, zwischen dem Europäer und Papu erklären? Könnte ein Volk so weit ausarten, so müßte doch in den oben angeführten Fällen wenigstens der Anfang von Ausartung gemacht seyn; ja, bey den Juden sollte dieses wol schon beendigt seyn, wenn wir es uns als möglich denken sollten, daß der Neger durch Ausartung zum Neger geworden wäre. Dieser müßte nämlich schon außerordentlich früh dazu geworden seyn; da die älteste Geschichte seiner erwähnt, und da wir wissen, daß die Erde in ihrer jetzigen Gestalt nicht sogar alt ist. Hierin liegen also offenbare Widersprüche.“ —

„Es kann hier auch nicht die Rede davon seyn, eine und die andere Abweichung dürftig zu erklären; sondern die Summe aller Abweichungen in einem Volke soll, wenn auch nur leidlich, erklärt seyn. Aber nicht

so, wie z. B. Smith (Versuch über die Ursachen der ungleichen Farbe und Gestalt des Menschengeschlechts von Sam. Stanhope Smith. Aus dem Engl. Braunschweig. 1790. 8. S. 46 — 48.) die Gestalt der Polarmenschen entstehen läßt, wenn er die Nase durch die Kälte klein werden, den Kopf durch sie eindrücken, und durch die größere Wärme und Lebenskraft in dem Gehirne, welches den obern Kopf anfüllt, diesem einen größern Umfang verschaffen läßt. Wäre der Verfasser ein Arzt, so würde eine solche Erklärungsart unverzeihlich seyn. — Die Ableitungen der schwarzen Farbe sind eben so wunderlich. Blumenbach hat sie zusammengestellt und selbst versucht, eine bessere Erklärung zu geben; indem er einen Niederschlag des Kohlenstoffs in der Haut annimmt und die Ursache wieder aus der Lebensweise zu entwickeln sucht. Man kann den Scharfsinn darin nicht verkennen; allein die eigenthümliche Organisation der Haut des Negers, (die von der des Europäers wenigstens sehr abweicht,) ist dadurch keinesweges erklärt; sondern es ist nur eine Vorstellung von der Sache, unter der Voraussetzung, daß Menschen mit weißer Haut hier schwarz und zu Negern geworden wären. Also Voraussetzung dessen, was gar nicht eingeräumt werden kann, wenn wir auf das Ganze sehen." —

„Wäre eine blos schwarze Farbe, oder ein so geringfügiger Unterschied da, so wäre es nicht der Mühe werth, davon zu sprechen; aber das Ganze ist ein Anderes. — Was gab dem Austral-Neger die affenartige Physiognomie, den mißgestalteten Schädel, die dünnen, zum Theil sogar dabey langen Extremitäten u. s. w.? Warum hier das Bild aller Häßlichkeit vollendet, wäh-

rend andere Bewohner von Australien sehr wohlgestaltet sind; warum die Hottentotten neben den Kaffern, die Patagonen neben den Pescherás u. s. w.?"

„Und ist es blos der Körper, der so verkrüppelt ist? Es gingen Manche offenbar zu weit, wenn sie einige Völker ganz zu den Thieren herabwürdigten, oder wol gar die Papu's vom Orang-Outang abstammen ließen, oder als Bastarde von ihm und dem Menschen ansahen. Allein darin muß man doch wenigstens einem Pauw, einem Meiners u. s. w. beystimmen, daß zwischen den Geisteskräften eines Europäers und denen eines Negers u. s. w. ein nicht geringer Unterschied sey. — Warum haben sie nie so etwas geleistet, wie die Europäer? Warum für sich nie etwas gethan; sondern nur jenen eins und das andere nachgeahmt, ohne irgend allgemeine Kultur oder Civilisation? Das ist offenbar eigene Organisation! — Mit einer bestimmten körperlichen Bildung, mit einer gewissen Entwickelung des Gehirns, höhere Geistesanlagen; der thierische Blick des Papu drückt seine Fähigkeiten aus. — Hier ist also keine Ausartung; sondern der Mensch ist mit seinem Klima eins, wie das Thier und die Pflanze. — Hier wurden höher, dort niedriger organisirte Menschen erschaffen. Ein Theil blieb in der Heimath, wie die Neger, wie die Papu's; andere wanderten aus, wie die Juden; alle aber, so weit sie unvermischt blieben, tragen das unverkennbare Zeichen der Eigenthümlichkeit." *)

---

*) Flörkens Repertorium des Wissenswürdigsten in der Natur. Bd. 3. S. 501. seq.

Das, was Rudolphi vom Neger sagt, wird durch Zimmermanns Urtheil bestätigt, der sich wieder auf die anatomischen Untersuchungen eines Sömmering stützt. „Niemand," sagt er, „hat mit mehrerer Gründlichkeit und mit mehr Scharfsinn die körperliche Verschiedenheit des weißen und schwarzen Menschen angegeben, als unser trefflicher Sömmering. Durch die feinste Anatomie hat er dargethan, daß nicht etwa blos die Farbe der Haut den wichtigsten Unterschied zwischen beyden Menschenraçen ausmache; vielmehr zeigt er, daß so wol die Bildung der Knochen des Gesichts, als selbst des Körpers, von der des Weißen abweicht." —

„Folgendes sind einige Hauptresultate von Sömmering's mühsamen Arbeiten. Das beym Neger flächere Vorderhaupt weicht zurück und schließt sich an ein eben so flaches Hinterhaupt an; die Knochenrüstung, die zur Zermalmung der Speisen dient, so wie diejenige, die zur Sicherheit der Sinnorgane bestimmt scheint, ist stärker, dicker und hierzu vortheilhafter gebauet. Besonders ist die untere Kinnlade viel robuster, überall höher und dicker; der Winkel, der die Seitenfläche mit der Basis bildet, weniger stumpf, als bey dem Weißen. Bey beyden Kinnladen treten aber die Kiefer weiter hervor, und hierdurch, wie dies besonders die trefflichen Camperschen und Blumenbachschen Zeichnungen darthun, nähert sich der Neger mehr dem Orang-Utang und andern Affen." —

„Der berühmte Blumenbach setzt gleichfalls hierin einen Hauptunterschied der Raçen. In Rücksicht des Blutes und des Gehirns hat Sömmering zwar zu-

gegeben, daß ersteres dunkler sey, als bey dem Weißen; vom Gehirn hingegen zeigten ihm seine sorgfältigen Untersuchungen dies nicht. — Man sieht abermals hieraus, mit wie großer Vorsicht Raynal's viel gelesenes Werk *) muß gelesen werden. Denn mit der entschiedensten Dreistigkeit behauptet dieser Franzose, daß das ganze Gehirn nicht nur beym Neger schwärzlich, sondern auch die Zirbeldrüse völlig schwarz sey." —

„Besonders suchte aber Sömmering den Vorzug des Weißen vor dem Neger auf folgende Weise darzuthun. Physiologisch denkt man sich das Gehirn aus zwey Theilen bestehend; der eine zum thierischen Leben durchaus nothwendige, z. B. die Nerven des Gesichts, Gehörs u. s. w., gehöre ganz vorzüglich den Nerven und dem Theile des Rückenmarks, aus welchem mehrere Nerven ihren Ursprung nehmen. Der zweyte Theil dient dann hauptsächlich zu der Verbindung der Nerven mit den höhern Functionen des Gehirns, welche wir die geistigen nennen. Und gerade dieser letztere Theil des Gehirns ist bey dem Menschen bedeutend größer, als bey den Thieren; und wiederum bey dem Weißen größer, als bey dem Neger." —

„Ferner ist der ganze Kopf selbst, in Rücksicht seiner Stellung auf den Rückenwirbeln etwas mehr nach hinten zu gerückt, als bey dem Weißen; eine Lage, die bey dem Affen sich noch stärker zeigt! Dies, mit

---

*) Hist. des établiss. d'Europ. dans les deux Indes. Tom. 4. pag. 122. ed. 8.

der Farbe der Haut zusammengenommen, mag hier hinreichend seyn, um den nicht unbedeutenden Unterschied des Negers vom Europäer in Rücksicht des obern Körpers kenntlich zu machen."

„In Ansehung des untern Theils des Körpers merkt dieser große Anatom noch an, daß das Becken beym Neger kleiner ist, die Beine selbst aber eine etwas gebogene Gestalt haben."

„Das Resultat aus allem diesen ergäbe denn, daß die Negerrage im Ganzen genommen eine Stufe tiefer stände, also dem Thiere sich näher fände, als der Weiße! — Und wenn es daher nicht zu leugnen steht, daß der Neger mit uns von ein und derselben Art ist, wenn man ihm ferner weder Talente, noch manche sehr schätzbare Seiten des Characters absprechen kann; so würde dennoch das afrikanische Klima nie ganze Nationen hervorbringen, die sich der großen Vorzüge der Europäer rühmen könnten!" *) —

Das, was Rudolphi und von Zimmermann vom Neger behaupten, daß er nämlich eine andere Art von Menschen ausmache, als der Weiße, das habe ich in einer der vorhergehenden Abhandlungen auch von dem rothen Menschenstamme, oder den Amerikanern, zu beweisen gesucht. Ich habe mich zu zeigen bemüht, beson-

---

*) Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen, von E. A. W. von Zimmermann. Th. 1. S. 234. Leipz. 1810. 8.

ders gegen Johannes von Müller und Joh. Severin Vater, daß die Eingebornen von Amerika nicht aus der alten Welt dahin versetzt seyn können, sondern ursprüngliche Bewohner der neuen Welt sind. —

Der Präsident Jefferson stellte sogar, bey seinem Aufenthalte in Paris, den paradoxen Satz auf, daß die alte Welt aus Amerika bevölkert wäre. — Wenn nun gleich diese Behauptung wenig Beyfall fand, weil sie durch keine wahrscheinliche Gründe unterstützt werden konnte; so ist es, wie es mir dünkt, fast eben so parador und unglaublich, die neue Welt zuerst aus der alten bevölkert werden zu lassen. Das eine ist so unwahrscheinlich, als das andere. Nur weil wir an die allgemeine Vorstellung von einem einzigen Paradiese und Menschenpaare einmal gewöhnt sind, ist uns jene Meynung, daß Amerika seine ersten Einwohner aus Asien erhalten habe, weniger auffallend. Einem eingebornen Amerikaner aber muß dieser Glaube eben so befremdend vorkommen, als uns Jefferson's Behauptung anmaßend erscheint. —

Alle Umstände sind der Meynung günstig, daß die neue Welt von Anfang an ihre ursprünglichen Bewohner gehabt haben müsse, was auch von Humbold, Vater *) und andere dagegen einwenden mögen. Die vielen kleinen Völkerschaften von Amerika, mit ihren

*) Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente, von Joh. Severin Vater. Leipzig 1810. 8.

ganz verschiedenen Sprachen, ihre rothe Hautfarbe, die nicht erkünstelt, sondern natürlich ist, ihre Gesichtsbildungen, ihre Bartlosigkeit, die nur durch Ausreißen der Haare noch vermehrt wird, ihr ganzer Bau und Körperwuchs, kurz! alles ist ein Beweis davon, daß die Amerikaner eine eigene Art von Menschen sind und nicht aus einem andern Welttheile dahin versetzt wurden. Der würdige Azzara stimmt mit mir hierin ganz überein. Er sagt:

„Die Amerikaner, oder, wie man mißbrauchsweise sagt, die Indianer von Paraguai, stellen so, wie die von Louisiana und Neu-Mexiko, das sonderbare und beynahe unerklärliche Schauspiel einer großen Anzahl, größtentheils kleiner Volksstämme dar, die von einander sehr verschiedene Sprachen reden. — Hier hört man den lieblichen Wohlklang der anmuthigsten europäischen Sprachen, dort das widerliche Zischen von Tönen durch die Kehle, oder die sonderbare Verbindung unzusammenpassender Consonanten. Diese reden mit leiser und dumpfer Stimme, jene singen die Worte mit einer wilden Energie. Wechselsweise glaubt man, das Zwitschern der Vögel, das Geschrey der Affen, das Geheul der Tiger, oder das Quacken der Frösche zu hören! — Der Körperwuchs, die Formen der Glieder, die Gesichtszüge, die Farbe der Haut, bieten nicht minder auffallende Verschiedenheiten dar.“ —

„Kann man wol mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß so viele, einander offenbar fremde Nationen nach und nach in ein, durch weite Meere, oder gefahrvolle Meerengen, von der übrigen Welt getrenntes Continent haben übergehen können? — Man muß entweder vor-

aussetzen, daß die Zerstreuung des Menschengeschlechts in einem Zeitraum erfolgt ist, wo es noch keine gebildete Sprachen gab, oder man muß mehrere ursprüngliche Menschenstämme annehmen.“

„Durch äußerst rohe und wilde Sitten nähern sich einige dieser Völker dem Zustande der unvernünftigen Thiere. Wie diese, kennet der Indianer das Weinen eben so wenig, als das Lachen, — diese beyden Vorzüge mit einer gefühlvollen Seele begabter Wesen. — Selten bedient er sich der Sprache, oder artikulirter Töne. Wie der Affe, ißt er auf den Fersen sitzend, und trinkt nicht während, sondern erst nach geendigter Mahlzeit. — Dieser letztere Zug erinnert uns an gewisse afrikanische Stämme, die, wenn sie lange Durst gelitten haben, wie die Thiere, sich haufenweise nach einer Quelle begeben, sich derselben brüllend nähern und gemeinschaftlich daraus trinken.“ —

„Außerordentlichen Muth besitzen diese Indianer, der aber mehr in einem gänzlichen Mangel an Besonnenheit, als in wahrer Geistesstärke besteht u. s. w.“ *)

Eben dieses wird auch in von Humbold's Reise nach Südamerika bestätigt. Der Recens. derselben in der Litter. Zeit. macht daraus folgenden Auszug, welchen ich hier hersetzen will.

---

*) Reisen in das mittägige Amerika von Don Felix Azzara, in den J. 1781 — 1801, mit Bemerkungen des Herrn Cuvier, von Sonnini übersetzt.

„Obgleich die Bewohner von Amerika, vom Feuerlande an bis zum Lorenz-Flusse, auf den ersten Blick große Aehnlichkeit haben, so erklärt Herr von Humbold doch dieses mehr durch die gleiche Kupferfarbe und die Unähnlichkeit mit dem Europäer, — welche diesem am meisten auffallen und ihm nicht erlauben, die Verschiedenheit zwischen diesen Menschenraçen zu sehen, — die doch wirklich vorhanden und sehr groß sind. — Auch die Menge der Sprachen ist ein starker Beweis dieser Verschiedenheit. In Neuspanien sind dieser Sprachen mehr, als 20, (Clavigero, der aus Mexico gebürtig, zählt deren 35 —) von denen 14 ziemlich vollständige Grammatiken und Wörterbücher haben. Es sind nicht, wie mehrere behauptet haben, nur verschiedene Dialekte, sondern wie Herr von Humbold nach eigener Kenntniß behauptet, Sprachen, die wie das Griechische vom Deutschen, das Französische vom Polnischen, verschieden sind. — Auf dem ganzen Continente der neuen Welt giebt es gewiß einige 100 Sprachen, — eine sehr auffallende Verschiedenheit von dem asiatisch-europäischen Continente, wo so wenige Sprachen sind. — Auch der Pater Och, dessen Reisebeschreibung neulich der Herr von Murr bekannt gemacht hat, und der 10 Jahre unter den Indianern im nördlichen Theile von Neu-Spanien gelebt hat, bestätigt die Menge ganz verschiedener Sprachen der ganz nahe bey einander wohnenden Völkerschaften." —

„Eine eben so merkwürdige Eigenheit ist, daß im alten Continente Getreidebau und Nahrung von Milch sich bey den Menschen überall finden bis zu den ältesten Zeiten, aus welchen Nachrichten übrig sind. Nicht so

in Amerika, dessen Völker keine andere grasartige Frucht bauen, als Mais, und durchaus keine Nahrung aus Milch kennen, obgleich sie Lama's, Alpaco's und Rindvieh halten. — Diese beyden Umstände scheinen gegen den asiatischen Ursprung der Urbewohner des amerikanischen Continents zu seyn, welchen der Verf. sonst für den wahrscheinlichsten zu halten geneigt ist." —

„Vom 7ten bis 13ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung scheinen Menschen nordwärts des Flusses Gila, wo man auch noch Denkmäler eines civilisirten Volkes findet, nach Süden vorgedrungen zu seyn, die aber nicht, wie bey der Völkerwanderung unsers Continents zerstörten; sondern Kultur brachten, worauf Denkmäler und Hieroglyphen hindeuten. Das Volk der Tultequen brachte Mais und Baumwollenbau, bauete Städte, Wege und Pyramiden, die noch vorhanden sind. Es kannte Hieroglyphen, wußte Metalle zu gießen und die härtesten Steine zu behauen, und hatte ein vollkommneres Sonnenjahr, als Griechen und Römer. — Den Ursprung dieser Kultur zu erklären, fehlen uns, bis jetzt wenigstens noch, die nöthigen Data." —

„Die Ureinwohner von Mexico haben eine etwas dunklere, kupferrothe Farbe, als die Eingebornen der wärmsten Länder von Südamerika. — Herr von Humbold bemerkt, daß alle Amerikaner, nach seinen Beobachtungen, kupferfarben geboren werden, und auch die beständig bedeckten Theile ihres Körpers eben so wenig weiß sind, als die der Sonne ausgesetzten; — auch die Bewohner der Höhen eben so kupferfarbig sind, als die Bewohner der Thäler. — Seine Beobachtungen sind hier im Widerspruche mit denen des Herrn Volney,

welcher nach Aussage eines merkwürdigen Indiers behauptet, die Kinder der Eingebornen von Canada kommen so weiß, wie die europäischen, zur Welt und werden nur durch Sonnenhitze und Einreiben braun. (Aber Canada liegt nach Norden! —) Dagegen bestätigt oberwähnter Pater Och, welcher 10 Jahre lang viele Kinder bey der Taufe sogleich nach der Geburt zu sehen Gelegenheit gehabt hat, ganz die Humboldsche Beobachtung." *) —

Den historischen Sagen und Nachrichten zufolge, wanderte also in den Zeiten des Mittelalters ein ausländisches Volk, wahrscheinlich aus Asien, in Amerika ein, und gab den Eingebornen Gesetze und Kultur; aber es fand doch daselbst schon ursprüngliche Einwohner, die es nur zu civilisiren nöthig hatte. — Selbst die Hieroglyphen, Pyramiden und Gebäude brauchen keine Ueberbleibsel und Denkmäler dieses fremden Volkes zu seyn. Denn die Eingebornen konnten, als Menschen, eben so wol dergleichen erfinden, als die asiatischen Völker. „Der Mensch kommt," wie Alex. von Humbold selbst bemerkt, „in allen Zonen und Zeiten auf dieselben Formen, ohne daß deshalb Communication zwischen den verschiedenen entfernten Landen gefolgert werden darf." *) —

Mit Afrika hat es dieselbe Bewandtniß. Auch unter den dortigen Negern auf Guinea bemerkt von

---

*) Hall. Litter. Zeit. vom J. 1810. Jan. Nro. 7. S. 52.

**) Eben daselbst. Nro. 8. S. 64.

Zimmermann manche Aehnlichkeit, in Ansehung der Gebräuche, Meynungen und Gewohnheiten, der astronomischen Kenntnisse und Beobachtungen, mit denen der Juden und anderer asiatischen Völkerschaften; die auf eine gemeinschaftliche Herkunft mit ihnen schließen läßt. Aber dieses hat wol andere natürliche Ursachen und es kann daraus nicht gefolgert werden, daß alle Menschen von einem Hauptstamme entsprossen sind. Aegypten, das sich früh bildete, und von dem die Kultur über die Welt sich verbreitet hat, stand mit dem übrigen Afrika in genauer Verbindung; daher erhielten die Negervölker manche Kenntniß, die man bey ihnen nicht sucht und vermuthet. Ueberdem drangen, wie jener Schriftsteller selbst sagt, die Araber und Mauren, welche aus Asien stammen, tief in diesen Welttheil ein und brachten also ihre Kenntnisse, Sitten und Gewohnheiten mit zu den Afrikanern. —

Daß aber die Bewohner von Australien, die Neuholländer u. s. w. keine Abkömmlinge von asiatischen Völkern seyn können, lehret der Augenschein. Wie sollten sie, ohne Kenntniß und Erfahrung, nach so weit entlegenen Weltgegenden gekommen seyn, von denen man noch vor 100 Jahren gar nichts wußte? Auch ist ihre Hautfarbe und ihre Sprache zu verschieden von denen der morgenländischen Völker, und ihre Brutalität zu groß, als daß sie von jenen abstammen könnten. Es scheint mir also ausgemacht zu seyn, daß nicht alle Völker der Erde von einem Paare herstammen, sondern daß jedes Land seine ursprünglichen Menschen zu Bewohnern hat.

Es widerspricht diese Behauptung auch gar nicht

der Bibel, und das Gegentheil kann nicht aus ihr bewiesen werden. — „Denn es ist noch nicht einmal entschieden, ob der Verfasser der ersten Urkunde im Pentateuch sagen wolle, nur ein Menschenpaar sey zuerst geschaffen worden. Denn Adam *) ist ein Collectivum und Apellativum zugleich und bedeutet die Menschheit überhaupt. — Daher übersetzen auch die LXX Interpr. Adam durch ἄνθρωποι! Gott schuf die Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts." **)

Und gedenket nicht die Bibel selbst, deren Sagen und Nachrichten aus dem frühesten Zeitalter der Welt herzurühren scheinen, mehrerer Arten von Menschen; als der Kinder Gottes, oder der Elohim, der Kinder der Menschen und der Riesen? — Als die beyden ersten Arten von Menschen, sagt sie, sich mit einander vermischten, da sie bis dahin getrennt von einander gelebt und keine Verbindung mit einander gehabt hatten; so entstand eine Spielart, die Riesen, — d. i. ein großer, starker Schlag Menschen, — den jetzigen Mulatten auf St. Domingo ähnlich, der sich durch Brutalität auszeichnete, sich sehr mächtig und vieler Gewaltthätigkeiten schuldig machte. Wir hätten also schon in den ältesten Urkunden der Welt den Beweis, daß es von Anfang an mehrere Arten und Spielarten

*) Dieses Wort ist hier mit lateinischen Buchstaben gesetzt, da in der Druckerei die hebräischen Lettern fehlen.

**) Neue Kritiken und Aufklärungen über die mosaische Geschichte des Sündenfalls, in Henke's Museum für Relig. Wissenschaft. 1806. Nro. 2.

von Menschen, wie jetzt noch der Fall ist, gegeben habe. Und es kann selbst aus der Bibel widerlegt werden, daß alle Menschen von einem Paare herstammen. Diese Meynung hat man erst in spätern Zeiten in die Bibel hineingetragen. —

Demungeachtet will man noch immer nicht gern die Meynung aufgeben, daß es nur eine Art von Menschen in der Welt gebe; doch hat man schon so viel eingeräumt, daß es wenigstens fünf Raçen oder Varietäten von Menschen gäbe. — Ich will hier zu dem Ende aus dem allgemeinen Archiv für Ethnographie von Bertuch eine skizzirte Uebersicht der Hauptverschiedenheiten der Völker in Betreff der Leibesfarbe hersetzen, woraus man siehet, was die Naturforscher hierin für Grundsätze angenommen haben und wie weit sie hierin gegangen sind.

„Es werden nach Blumenbach fünf Varietäten des Menschengeschlechts angenommen, nach der Leibesfarbe und den übrigen körperlichen Charakteren, nämlich 1) die caucasische: Europäer (außer Lappen und Finnen), Westasiaten und Nordafrikaner. 2) Die mogolische Varietät: Ost- und Südasiaten (außer den Malayen), Finnen, Lappen, Eskimo's, Grönländer und ein Theil der nordwestlichen Amerikaner. 3) Die äthiopische: alle Afrikaner, außer den Nordafrikanern. 4) Die amerikanische: die sämmtlichen Bewohner Amerika's, mit Ausnahme der nördlichen (unter den Mongolen genannten Eskimo's) u. s. w., und wie sich von selbst hier, wie überall, versteht, der europäischen Colonisten. 5) Die malajische: die Bewohner der Halbin-

sel Malacca, der ostindischen Inseln und der Australier.“ *)

Aber man könnte füglich noch mehrere Varietäten von Menschen angeben, z. B. die Papus- oder Polarmenschen, wenn sie gleich von schwarzer Gesichtsfarbe sind, die sich aber durch ihre Stupidität und durch ihren Körperbau vor andern ihrer Art auszeichnen und nahe an den Affen gränzen. Und sicher werden sich in der Folge noch mehr Raçen von Menschen entdecken, wenn man die Kenntniß des ganzen Erdbodens erst vollendet hat. Denn die Natur ist ja in der Erzeugung des Menschengeschlechts eben so fruchtbar und mannigfaltig, als in der Bildung der übrigen Geschöpfe des Erdbodens. Auch müßte man bey der Classification nicht hauptsächlich auf die Hautfarbe, sondern auch auf andere Umstände in Ansehung des Leibes und der Seele sehen, z. B. auf die Sprache, ob sie mit andern Aehnlichkeit hat, oder nicht, auf die Größe, ob es Riesen oder Zwergvölker, oder mit Tigerzähnen versehene Menschen u. s. w. sind; ob sie stupide und thierisch, oder klug und geistreich, schön gebildet oder häßlich und monströs gebauet sind u. s. w. Dann wird man vermuthlich noch einmal so viele Menschenstämme herausbringen, als fünfe.

Ich stimme dieser Classification übrigens in so fern

---

*) Allg. Litt. Zeit. Halle. 1808. Allg. Archiv für Ethnographie und Linguistik, von Bertuch und Dr. Vater herausgeg. Weimar. 1808, mit Kupfern und Charten. 1ster Bd.

bey, daß ich statt Raçen und Varietäten, wirkliche Arten von Menschen annehme, die nicht von andern abstammen, sondern ursprünglich verschieden gewesen sind. Die Neuern unter den Naturforschern haben schon die Bahn gebrochen und einen guten Schritt vorwärts in der Sache gethan. Ich hoffe, daß sie zuletzt alle auf meine Seite treten werden; wenn die Furcht vor dem Glauben an Moses, der doch selbst ganz unschuldig hieran ist, sich erst mehr gelegt hat und die Vorurtheile noch mehr verschwunden sind. —

IV.

Hat es eine Ursprache in der Welt gegeben.

Die Idee, daß es anfangs nur eine einzige Sprache in der Welt gegeben habe, die sogenannte Ursprache, — und daß alle übrigen Sprachen der Erde nur Abkömmlinge derselben wären, hat sich in den Köpfen der Gelehrten sehr vestgesetzt. Es ist damit eben so gegangen, als mit dem Glauben an ein einziges Menschenpaar, von dem alle andere Menschen abstammen sollen. Aber man hat die Sache wieder, wie beym Paradiese, verkehrt angefangen und schon als wahr vorausgesetzt, was doch erst bewiesen werden mußte. Freylich, wenn alle Menschen von einem Paare abstammen und in Asien sich erzeuget haben, so ist es sehr consequent, zu schließen, daß sie auch alle eine und dieselbe Sprache geredet haben, und daß folglich alle unsre jetzigen Sprachen aus einer und derselben Quelle herrühren. So lange aber jenes noch nicht ausgemacht ist, sobald es, als sehr

wahrscheinlich, bewiesen werden kann, daß so viele Paradiese in der Welt gewesen sind, als Menschenstämme darin angetroffen werden; so fällt auch die Folge, die daraus gezogen werden kann, von selbst weg, daß alle Menschen anfangs nur einerley Sprache geredet haben müssen. — Die Bemühungen der Sprachforscher, alle Mundarten der Menschen kennen zu lernen, sie zu prüfen und mit andern zu vergleichen, ist also zwar sehr lobenswerth und kann von großem Nutzen seyn; aber zu dem vorgesetzten Ziele, nämlich daraus die Abstammung aller Sprachen der Welt von einer Ursprache in Asien zu beweisen, wird es nicht führen. Blos das Resultat wird sich daraus ergeben, daß sich nichts Gewisses in der Sache bestimmen lasse, und daß es damit immer im Dunkeln bleiben werde. —

Zwar ergiebt sich aus den Untersuchungen der Gelehrten schon so viel, daß die Mannigfaltigkeit der orientalischen und europäischen Sprachen nicht so groß ist, als die der amerikanischen und afrikanischen. Doch wird die genauere Bekanntschaft mit den letztern künftig lehren, daß die meisten darunter nur Dialekte einer und derselben Sprache sind, die nur in dem Munde der verschiedenen Völker so verschieden klingen, oder nach und nach verunstaltet sind. — Zwar wissen wir, daß die orientalischen und europäischen Dialekte große Aehnlichkeit zum Theil mit einander haben und also von einander herstammen müssen. Aber das hat seinen guten Grund; weil alle diese Völker von dem weißen Menschenstamme entsprossen sind, der sich auf und am Caucasus bildete. Auf die übrigen Menschenstämme läßt sich jedoch dieses nicht ausdehnen, und die Arbeit, ihre

Dialekte mit einander zu vergleichen, ist also unnütz, da sie ganz verschiedenartige Menschenragen ausmachen.

Auch haben schon die kritischen Untersuchungen der Sprachforscher so viel ins Licht gesetzt, daß die Sprachen, welche man sonst zu Ursprachen machte, es nicht sind; sondern blos Dialekte einer ältern Sprache, die längst ausgestorben war, als jene sich bildeten. So machte man sonst die hebräische Sprache zur Ursprache, weil man die Hebräer für das älteste Volk der Erde hielt, deren Urkunden in der ältesten Sprache der Welt geschrieben wären. — In unsern Zeiten weiß man es gleichwol besser, daß nämlich die Israeliten ein weit jüngeres Volk sind, als die Aegyptier, Indier, Chaldäer, Syrer ꝛc., und daß ihre Mundart blos die Schwester anderer orientalischen Sprachen, als der arabischen, syrischen u. s. w. ist. — In unsern Zeiten hat man das Sanscrit (sancta scriptura? —) der Hindus für die älteste Sprache der Welt halten wollen und von ihr alle übrigen orientalischen Mundarten abgeleitet. — Allein so alt auch diese Sprache ist, worin die heil. Bücher der Braminen geschrieben sind und die jetzt, wie das Hebräische, ausgestorben und nur noch die heilige Sprache der Braminen ist; so kann man sie doch nicht zur Ursprache der Welt machen und sie stammt wahrscheinlich wieder von einer ältern her, von deren Daseyn und Beschaffenheit wir nichts mehr wissen und ahnen. Nach dem gründlichen Urtheil eines Sprachforschers ist ausgemacht, daß das Sanscrit blos die Mutter einiger in Asien herrschenden, noch lebenden Sprachen ist; nicht also aller andern, die sonst wo in der Welt geredet werden.

Wie kann dies auch anders seyn, wenn wir nicht zugeben, daß alle Menschen aus Indien herstammen? Haben die Afrikaner, Amerikaner, Australier ein anderes Paradies gehabt, als die Asiaten; so werden sie auch andere Sprachen erfunden und geredet haben, als diese. Es wäre also das größte Wunder der Welt, wenn alle Sprachen des Erdbodens mit einander übereinkämen, oder sich einander glichen und eine Herkunft verriethen. —

Indessen haben doch mehrere berühmte Männer, auch noch in unsern Zeiten, ein Adelung, Vater, von Humbold, auch der gelehrte engländische Sprachforscher, Smith Barton, diese Meynung angenommen, vertheidigt und sich bemüht, durch Vergleichung der Sprachen ihre Wahrheit zu begründen. Besonders hat letzterer, in seinem unten angeführten Buche, *) die Abstammung aller Sprachen der Welt von einer Ursprache aus der Vergleichung der amerikanischen Mundarten mit asiatischen zu begründen gesucht; muß jedoch am Ende selbst eingestehen, daß kein hinreichender Grund vorhanden sey, zu beweisen, daß die Amerikaner aus Asien ausgewandert, folglich auch ihre Sprache von dort herzuleiten sey. —

Ein Recens. in der Litt. Zeit. fället über sein Buch folgendes Urtheil, das ich zu dem meinigen mache.

---

*) New Views of the Origin of the Tribes and Nations of America, by Benj. Smith Barton, Dr. der Medicin und Prof. Philadelphia. 1798. 8.

„Der Verfasser sucht überall ursprüngliche Verbindung zwischen allen amerikanischen Völkern. Aber immer ist die Hauptbasis aller seiner bestimmten Resultate die bemerkte Aehnlichkeit mancher Wörter der einen und der andern Sprache. Und so führt er uns nach Asien an der Nord- und Ostküste umher bis nach dem Caucasus, wo er sorgsam eben so ein Paar Aehnlichkeiten gesammelt hat. — Aber ist denn Asien nicht ein ungeheures Land? — Und würde die Vorstellung, daß die amerikanischen mit den asiatischen Sprachen zusammenhingen, nicht eben so vag bleiben, als wenn man ehemals wol von der amerikanischen Sprache gesprochen, oder wenigstens den Zusammenhang der Paar Sprachen, deren Namen man kannte, stillschweigend vorausgesetzt hat? — Unser Verfasser ist, so mühsam und umfassend seine Sprachforschungen auch gewesen sind, doch so bescheiden, das Resultat, das er gefunden zu haben glaubt, nämlich die Verbindung aller amerikanischen und asiatischen Völker und Sprachen zu einem Stamme, dahin zu beschränken, daß die Gründe derselben nicht zureichen, um auszumitteln, daß die Amerikaner aus Ostasien ausgewandert, und welches der Urstamm sey. — Natürlich stimmen wir Letzterem vollkommen bey, und wir sind auch fern davon, den Zusammenhang amerikanischer Sprachen unter sich zu leugnen, oder auf die wenigen Fälle zu beschränken, die Clavigero (ein Italiener) angegeben hat. Wir werden ihn so wol in Nord-, als in Südamerika im Großen zeigen können; aber wir werden ihn theils bestimmt nur von den Völkern behaupten, wo er sich wirklich zeigt, theils nur auf veste Basen des grammatischen Baues der Sprachen begründen u. s. w."

„Bey Sprachen, so wol von gleicher Einrichtung, als auch wirklicher Gleichheit der Formen, ist die Voraussetzung einer Quelle gewiß viel begründeter, als bey bloßen Zusammentreffen ähnlicher Stammlaute mit oft nur ähnlichen Bedeutungen, und beydes verbunden, ist ungemein gewichtvoll. Freylich führte sonst das dogmatische System alle Sprachen nach Babel, und es ist ein ähnlicher Gang der Ursachen suchenden Vernunft, wenn man die Spuren des Hebräischen, als der Sprache des Paradieses, in allen Sprachen der Welt suchen zu können glaubte; oder wenn man umgekehrt aus der, freylich oft überraschenden Aehnlichkeit, die ein oder einzelne Wörter sehr verschiedener Sprachen haben, sogleich eine Urquelle dieser Sprachen sucht, wie unser Verfasser. Wenige Sprachen wird es geben, zwischen welchen sich nicht ein Paar solche Berührungen finden lassen, und so, wie Völker, die sich nie berührten, oft einerley Laut mit verschiedener Bedeutung ergriffen haben; warum konnten sie nicht auch einmal ihn zufällig mit einerley Bedeutung ergreifen?“ *) —

Auch Adelung in seinem gelehrten Werke über die Sprachen der Welt, dem Mithridates, geht von diesem Grundsatze aus und will alle möglichen Mundarten aus der Ursprache, deren Sitz in Asien gewesen seyn soll, herleiten. Er setzt das Paradies nach den höchsten Ebenen von Mittelasien, nämlich nach der mittlern Mongoley, südlich von Kiachta und nördlich von

---

*) Allgem. Litt. Zeit. vom J. 1809. Mon. May. Nro. 150. Seite 227. seq.

Tibet. Aus letzterm läßt er alle unsre Hausthiere kommen, welches von Zimmermann von der großen Tartarey behauptet, — und alle unsre Getreidearten sollen dort einheimisch seyn. Zuletzt versetzt er das Paradies von Tibet nach Caschemir, wie auch mehrere thun, und nimmt also mit seinem Urvolke eine Wanderung von Nordosten nach Südwesten vor, die beynahe 250 Meilen beträgt, ohne daß er diese im Laufe der Zeit geschehen läßt, wie sein Recens. sagt. — Erst war das Urvolk in der östlichen Mongoley, dann in Tibet, nun in Caschemir. —

„Der Verfasser," heißt es in der Recension seines Buches, „findet die größte Bestätigung seiner Meynung in der einfachen, vocalenreichen Kindersprache der Völker von Tibet, China und der Halbinsel jenseits des Ganges. — Aber warum ist denn in den semitischen Mundarten, warum im Sanscrit so wenig Uebereinstimmung mit diesen Sprachen des südöstlichen Asiens, da die Hindus, wie die Hebräer, unverrückt ihre uralten Sprachen behalten haben, die wenigstens der Sprache der Tibetaner, Chinesen und Peguaner am Alter nichts nachgeben? — In Caschemir selbst ist keine Spur mehr von jener einfachen Ursprache. Das Chinesische, Tibetanische, Siamsche, Tunkinsche und Birmanische faßt der Verfasser, als offenbar verwandte Sprachen, unter der Rubric der einsylbigen zusammen, welche als unmittelbare Abkömmlinge der Ursprache anzusehen seyen. Recens. zweifelt aber daran." —

„Adelung hat gewisse Lieblingsmeynungen, die aber nicht Stich halten; z. B. er macht die Nachahmung der Naturlaute zur allgemeinen Quelle der

Sprachen. Aber wenn die Sprache ursprünglich Nachbildung der Naturlaute ist; so müßten die ursprünglichen rohen Sprachen die meisten Naturlaute, die abgeleiteten, ausgebildeten die wenigsten enthalten. Aber dies ist nicht der Fall. Wenn das Mantschu, als ursprüngliche Sprache, auch reich an Naturlauten ist, so haben die chinesische und die slavische Sprache nur sehr wenige. Die deutsche ist unter allen uns bekannten Sprachen am reichsten daran, ungeachtet sie sehr ausgebildet ist. Hier ist also kein Verhältniß." —

„Auch die Vorstellung von der Einsylbigkeit der ursprünglichen Sprachwurzeln kann bestritten werden. Die Völker des südöstlichen Asiens haben noch diese Einsylbigkeit und diesen Reichthum an Selbstlautern beybehalten, wodurch es ihnen unmöglich wird, zwey Mitlauter neben einander auszusprechen. Nur wird dabey nicht klar, warum gerade die Stämme, welche von der großen Fläche des mittlern Asiens nach Südosten herabstiegen, diese Einfachheit beybehalten haben, und warum diese sich bis auf die Inseln des großen Oceans ausdehnt; während die Mantschu's im Nordosten jener Ebene, die ältesten Hindu's im Süden, und die ganze Reihe von Völkern im Westen, keine Spur von jener Einsylbigkeit verrathen. Im Sanscrit ist keine Spur jener Einsylbigkeit und jenes Reichthums an Selbstlautern. Eben das gilt von der hebräischen Sprache, die zuverlässig älter, als die chinesische ist. — Die Sanscrit-Sprache, wie die Cultur der Hindus, ist gewiß älter, als die chinesische, wenn wir sie auch der ägyptischen nicht vorziehen wollen." (S. de Guignes Reisen nach China u. s. w.)

„Die Bildung mehrsylbiger Worte durch Biegung und Ableitung ist, nach Adelung, Werk der Cultur und der Zeit. In den ursprünglichen Sprachen des südöstlichen Asiens finden wir sie nicht; desto mehr in den abgeleiteten Sprachen des Abendlandes. — Recens. gesteht, daß er auch gegen die Allgemeinheit dieser Regel unzähliche Ausnahmen machen kann. Die Sanscrit-Sprache, gewiß eine ursprüngliche und sehr alte, hat noch mehr Biegungen, als die abendländischen; die tschudischen Stämme haben eine Menge Casus, und doch sind ihre Mundarten höchst ungebildet. — Warum hat die höchst gebildete englische Sprache weniger Casus, tempora und modos verborum, als die französische und italienische? Warum, wenn die morgenländischen Sprachen roher seyn sollen, als die abendländischen, warum haben sie die Menge Conjugationen und mehr Numeros? u. s. w.“ *)

Der gelehrte Sprachforscher Joh. Severin Vater ist gleichfalls der Meynung zugethan, daß alle Sprachen von einer Urmutter herstammen, die längst entschlafen ist. Er nimmt an in seinen Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente, daß die Amerikaner aus Asien herstammen und also ihre Sprache von dort mit dahin genommen haben. Er behauptet, daß von allen, die diesen Gegenstand ernstlich betrachtet hätten, die große Aehnlichkeit des mongolischen Gesichtsbaues mit dem der Raçe der Amerikaner anerkannt sey. —

*) Allg. Litt. Zeit. Halle. 1809. Nro. 213.

„Stammten also die Amerikaner,“ schließt er weiter, „im Ganzen und überhaupt von irgend einem Volksstamme des alten Continents her; so wäre sie ganz vorzüglich von dem großen Stamme der Völker des mongolischen Gesichtsbaues abzuleiten. Dies sey das Resultat selbst der Betrachtung, die den Weisungen des Anatomen und des Physiologen willig folge. — Bewiesen hätten diese noch nicht, daß Menschen des alten Continents nicht in den, über den neuen Continent verbreiteten Naturcharakter, nach mancherley Veränderungen der Zeit und des Locals übergehen konnten. — Ein dichter Schleyer decke so viele Ereignisse der Vorwelt. — Der Verf. zeigt bis zur Evidenz, nach des Recens. Urtheil, daß wirklich aus mongolischen Völkern, z. B. aus Tungusen, in der Lebensweise, welche diese unterscheidet, Nordamerikaner werden konnten; indem er diese mit den Tungusen und ihren Nachbaren, den Tschucktschen, vergleicht, die im höchsten Norden und am nächsten an Amerika, ganz unabhängig leben. Wahrscheinlich ist es ihm daher, daß solche Menschen, die den Amerikanern auch im Schädelbaue am nächsten kommen, in das so nahe bey ihm liegende Amerika gegangen, oder durch irgend einen Zufall getrieben worden sind; wahrscheinlich ist es ihm auch, daß wir Abkömmlinge solcher Menschen in Amerika zu suchen haben, gesetzt auch, daß eine eigene amerikanische Raçe dort selbst entstanden ist, — oder daß Abkömmlinge mancher anderer Nationen über's Meer Amerika erreichten.“ *) —

---

*) Polit. Journal vom J. 1811. Jun. S. 530.

Der würdige Verfasser erlaube mir, daß ich einige Einwendungen hiergegen mache. Die große Aehnlichkeit des mongolischen und amerikanischen Gesichtsbaues soll, seiner Versicherung nach, von allen, die diesen Gegenstand ernstlich betrachtet hätten, anerkannt seyn. Aber ich kann dieses nicht zugestehen; es giebt vielmehr so viele, die wider, als die für diese Aehnlichkeit sind. Ich selbst habe in dieser Schrift mich auf das Urtheil mehrerer Naturforscher berufen und ihre Worte selbst angeführt. Und kann man es Herrn von Humbold wol absprechen, daß er die Sache ernstlich gemeint habe, der doch die Unähnlichkeit und Verschiedenheit der amerikanischen Raçen unter sich und mit Europäern, die wirklich vorhanden und sehr groß ist, wie er sagt, anerkennt? — Die Amerikaner sind ein weit edlerer, besser gebaueter, schönerer Menschenstamm, als die häßlichen, ungestalteten Mongolen, die sich durch ihre großen, breiten Hände und Füße, so wie durch die Plumpheit und Ungestaltheit des Körpers auszeichnen und in deren Lande die Natur die Thierraçen mehr begünstigt hat, als die Menschen. — Und wenn gleich die Anatomen und Physiologen noch nicht die Unmöglichkeit bewiesen hätten, daß aus Asiaten durch die Länge der Zeit Amerikaner werden können; so hat doch auch im Gegentheil noch Niemand die Wirklichkeit dieses Factums erwiesen und wird es auch nie können. — Aus der Aehnlichkeit der Lebensart nomadischer Völker läßt sich noch weniger etwas Gewisses folgern. Alle Nomaden, sie heißen nun Tungusen, oder Eskimo's, oder Huronen, haben Aehnlichkeit in ihrer Lebensweise und dies ist eine natürliche Folge der Umstände. Die Nähe beyder Welttheile, ihr ähnliches Klima und ihr Boden kann die Aehnlichkeit der Einwohner, deren Länder so nahe

an einander gränzen und nur durch eine Meerenge getrennt sind, gleichfalls bewirkt und verursacht haben, daß beyder Völker Körperwuchs und Gesichtsbildung durch Nuancen und allmähliche Uebergänge in einander flossen. Auch kann man zugeben, daß die Einwohner beyder Welttheile, in den an einander gränzenden Ländern, selbst von einander abstammen, oder in Eins durch Vermischung zusammengeschmolzen sind; ohne deshalb zuzugestehen, daß alle die vielen 100 verschiedenen kleinen Nationen dieses großen Continents von Asien ausgegangen sind. Vater giebt ja selbst zu, daß eine eigene amerikanische Race dort entstanden seyn könne, oder daß Abkömmlinge mancher andern Nationen über's Meer Amerika erreichten. Und darin stimme ich ganz mit ihm überein. —

„Nach einer anziehenden Vergleichung amerikanischer Sprachen mit asiatischen, australischen, europäischen und afrikanischen," heißt es weiter in der Recension, „äußert der Verfasser den Wunsch, daß diese Vergleichungen so weit geführt werden könnten, daß das Factum sicher stände; dort in Amerika sind sicher Wörter des Volks aus Asien, aus Afrika, aus Europa, oder aus Australien. Wäre deshalb auch noch nicht entschieden, ob alle die Bewohner von Amerika auf eben diesem Wege dorthin gekommen; Gewißheit wäre wenigstens gewonnen, daß Stämme aus dem alten Continente ausgegangen, im neuen zu den rothen Menschen würden, die wir dort erblicken." *) —

*) Polit. Journal eben daselbst.

Allein es ist mir nicht wahrscheinlich, daß sein Wunsch erfüllet und aus der Vergleichung amerikanischer und anderer Sprachen so viel herauskommen werde, um einen sichern Schluß darauf bauen zu können, daß wirklich Stämme aus dem alten Continente ausgegangen und zu rothen Menschen im neuen geworden sind; da der gelehrte Benjamin Smith Barton zu Philadelphia und Alex. von Humbold, durch alle ihre mühsamen Untersuchungen nichts weiter, als dieses, herausgebracht haben, daß mit Sicherheit aus der Vergleichung amerikanischer Sprachen mit andern und unter sich nichts Gewisses von der Abkunft der Amerikaner gesagt werden könne. —

Alexander von Humbold versichert in seiner schönen Einleitung zu dem pittoresken Atlas seiner Reise nach dem südlichen Amerika, daß ihm bis dahin noch keine amerikanische Mundart bekannt geworden sey, die, vor den übrigen, mit einer der zahlreichen Gruppen der asiatischen, afrikanischen, oder europäischen Sprachen in Verwandtschaft zu stehen erachtet werden könne. — Jedoch ich will hier zum Schlusse noch seine eigenen Worte hersetzen, um daraus zu sehen, was für ein Ergebniß seine Nachforschungen gegeben haben.

„Die Zahl der Sprachen," sagt er, „durch welche sich die eingebornen Völker von einander unterscheiden, scheint in Amerika noch größer, als in Afrika, zu seyn, wo man doch, zufolge der neuerlich von Herrn Seezen und Vater angestellten Untersuchungen, deren über 140 zählt. — Die Gestaltung der Erde, die üppig wuchernde Pflanzenwelt und die Furcht der Tropenbewohner vor der Sonnenhitze der Thäler, erschweren gegenseitige

Mittheilungen und befördern die erstaunliche Mannigfaltigkeit der amerikanischen Mundarten."

„Wenn von mehrern 100 Sprachen auf einem vesten Lande die Rede ist, dessen Gesammtbevölkerung jener von Frankreich nicht gleich kommt, so versteht man unter verschiedenen Sprachen solche, die zu einander in dem Verhältnisse stehen, als, ich will nicht sagen, die deutsche zur holländischen, oder die italienische zur spanischen; sondern wie die dänische zur deutschen, die chaldäische zur arabischen, die griechische zur lateinischen. So wie man nach und nach mit dem Labyrinthe der amerikanischen Mundarten vertrauter wird, so nimmt man wahr, daß mehrere derselben sich gruppenweise in Familien zusammen reihen lassen, während eine große Anzahl anderer vereinzelt stehen bleiben, gleich der baskischen, unter den Sprachen der Europäer, und der japanischen unter jenen der Asiaten. Diese isolirte Stellung ist vielleicht nur scheinbar, und es läßt sich vermuthen, es dürften jene, jeder ethnographischen Classification zu widerstreben scheinende Mundarten mit solchen in Verwandtschaft stehen, die entweder längst erlöscht sind, oder aber Völkern angehören, welche bisher von keinen Reisenden besucht wurden." —

„Die meisten amerikanischen Sprachen, jene selbst, deren Gruppen unter einander also abweichen, wie die Mundarten von deutscher, celtischer und slavischer Abkunft, bieten eine gewisse Uebereinstimmung im Ganzen ihrer Organisation dar, die, wo nicht auf einen gemeinsamen Ursprung, doch wenigstens auf eine sehr große Analogie der intellectuellen Anlagen der amerikanischen

Völker, von Grönland bis zum Magellans-Lande hindeutet.“ —

„Aeußerst genaue und solche Forschungen, die nach einer, bis dahin bey etymologischen Studien unbekannten Methode angestellt wurden, haben dargethan, daß sich eine kleine Anzahl von Worten findet, welche den Sprachen der alten und der neuen Welt gemeinsam ist. — In 83, durch die Herrn Barton und Vater geprüften, amerikanischen Sprachen haben sich ungefähr 170 Wörter vorgefunden, die gleiche Wurzeln zu haben scheinen, — und man überzeugt sich leicht, daß diese Verwandtschaften keinesweges blos zufällig, oder eine nachahmende Harmonie sind, und etwa nur auf jener gleichförmigen Bildung der Organe beruhen, welche die ersten articulirten Töne der Kinder ungefähr überall gleichlautend macht. — Von 170 einander verwandten Worten finden sich 3 Fünftheile, welche an die Sprachen der Mantschus, Tungusen, Mongolen und Samojeden, und hinwieder 2 Fünftheile, welche an die celtischen und tschudischen Mundarten, und an die baskische, koptische und kongoische Sprache erinnern. — Jene Worte wurden bey der Vergleichung der Gesammtheit der Sprachen der alten Welt aufgefunden; denn bis dahin ist uns noch keine amerikanische Mundart bekannt geworden, die, vor den übrigen, mit einer der zahlreichen Gruppen der asiatischen, afrikanischen, oder europäischen Sprachen in Verwandtschaft zu stehen, erachtet werden könnte! — Was von einigen Gelehrten auf abstracte Theorieen hin, so wol über die vorgebliche Armuth aller amerikanischen Sprachen, als über die ausnehmende Dürftigkeit ihres Zahlensystems behauptet ward, ist eben so ge-

wagt und grundlos, als hinwieder die Behauptungen über die Schwäche und Stumpfsinnigkeit des Menschengeschlechts in der neuen Welt, über das Kleinerwerden der organischen Körper und über die Ausartung der von der andern Halbkugel dahin verpflanzten Thiere.“ —

„Verschiedene Mundarten, welche gegenwärtig nur barbarischen Völkern angehören, scheinen die Ueberreste von reichen und biegsamen Sprachen zu seyn, die eine bedeutend vorgerückte Cultur andeuten. — Man will hier nicht in Untersuchung der Frage eintreten: ob der ursprüngliche Zustand des Menschengeschlechts ein Zustand von Rohheit und Dummheit war, oder ob die wilden Horden von Völkern abstammen, deren Verstandeskräfte so wol, als die Sprache, worin jene sich abspiegeln, beyde gleichmäßig früher entwickelt waren: es soll einzig hier daran erinnert werden, daß das Wenige, was uns von der Geschichte der Amerikaner bekannt ist, den Beweis zu enthalten scheint, daß jene Stämme, welche vom Norden nach den Süden wanderten, bereits schon in den Gegenden ihres nördlichsten Aufenthalts jene Verschiedenheit der Sprachen darboten, die wir jetzt unter dem heißen Erdstriche wahrnahmen. Daraus läßt sich der analoge Schluß ziehen, daß die Verästelung (Ramification), oder, um einen von allem Systeme unabhängigen Ausdruck zu gebrauchen, die Mannigfaltigkeit der Sprachen, eine sehr alte Erscheinung ist. — Vielleicht gehören die Sprachen, welche wir amerikanisch nennen, diesem Welttheile eben so wenig an, als die madjarische, oder hungarische, und die tschudische oder finnische Sprache Europa zugehören.“ —

„Es ist zwar allerdings der Fall, daß die Ver-

gleichung der Mundarten der alten und neuen Welt bis dahin noch zu keinen allgemeinen Resultaten führte; — darum aber soll man die Hoffnung nicht aufgeben, daß eben dieses Studium nicht fruchtbarer werden könne, wenn der Scharfsinn der Gelehrten einst einen größern Vorrath von Materialien besitzen wird. — Wie viele Sprachen Amerika's so wol, als des innern und östlichen Asiens mögen noch übrig seyn, deren Mechanismus uns gerade eben so unbekannt ist, wie jener der tyrrhenischen, oskischen und sabinischen Sprachen! Unter den Völkern, welche in der alten Welt verschwunden sind, giebt es vielleicht mehrere, von denen sich einzelne kleine Stämme in den weiten amerikanischen Wüsten noch erhalten haben! — "

Der Verfasser hat also, hiernach zu urtheilen, die Hoffnung, daß, wenn erst die Untersuchung vollendet sey und man alle Sprachen der Welt kennen werde, daraus hervorleuchten solle, daß sie alle aus einer und derselben Quelle hergeflossen sind und alle Aehnlichkeit mit einander haben. Aber ich muß doch, bey aller Achtung, die ich für den großen Mann habe, gestehen, daß ich selbst mir wenig Hoffnung dazu mache. — Wie gesagt, ehe nicht ausgemacht ist, daß alle Menschen von dem Paradiese in Asien ausgegangen sind, und dieser Sache scheinen alle Umstände zu widersprechen, — eher kann auch nicht angenommen werden, daß alle menschliche Sprachen aus einer Quelle oder Stammsprache herrühren. — Bis dahin und bis es erst ausgemacht ist, ob wir alle von Adam herstammen, wird die Sache auf sich selbst beruhen müssen; oder wir thun unnütze Arbeit, etwas ergründen und beweisen zu wollen, was an sich unmöglich ist. Die wenigen Wörter, die man in den

vielen amerikanischen Mundarten entdeckt hat, und die Aehnlichkeit mit asiatischen und europäischen haben, sind noch kein Beweis von der Verwandtschaft dieser Dialekte und geben uns noch keine Hoffnung, daß wir künftig noch mehr solche und andere ähnliche Wörter entdecken werden, welche die Abstammung dieser Sprachen aus der Ursprache unumstößlich wahr machen könnten. Diese wenigen Wörter können ja durch Einwanderungen fremder Völker aus Asien und Europa, welche gar nicht unwahrscheinlich sind, und deren die amerikanische Landesgeschichte selbst erwähnt, in die dortige Sprache gekommen seyn. Wie viele lateinische, griechische, französische Wörter, Ausdrücke und Wortfügungen haben wir nicht in unsrer deutschen Muttersprache! Wie könnte und wollte man nun hieraus beweisen, daß unsre Sprache eine Tochter jener Sprachen wäre, da sie sich vielmehr noch allein von allen andern europäischen Mundarten rein und unvermischt erhalten hat? — Eben so läßt sich aus einigen wenigen Wörtern in den amerikanischen Dialekten, und wenn wir auch noch einmal so viele auffinden sollten, nichts für ihre Abstammung schließen. Die Regeln und Grundsätze, wonach man diese Abstammung der Sprachen bestimmen will, sind überdem noch schwankend, unsicher und unbestimmt und vielen Widersprüchen unterworfen. Man muß hierin vor allem erst übereinstimmen und mit sich eins werden, wenn man zu einem sichern Resultate kommen will. Aber gesetzt auch, daß man solche bestimmte Regeln, die nicht bestritten werden können, endlich vestgesetzt hat; so wird doch die Ausartung der Sprachen durch die Länge der Zeit, ihre Vermischung unter einander, ihre Menge und Mannigfaltigkeit, und die verschiedene Aussprache der=

selben in dem Munde der verschiedenen Völker, da sie noch nicht zur Buchsprache geworden sind und man noch keine Grammatiken und Wörterbücher von ihnen hat; alles dieses wird der Untersuchung viele und große Hindernisse in den Weg legen und die Sache noch lange zweifelhaft, wo nicht unmöglich machen. Ueberdem werden wir vorerst noch nicht so glücklich seyn, alle möglichen Sprachen der Welt kennen zu lernen, da das Innere von Africa, Hinterindien, Australien und andere Länder uns noch ganz unbekannt, oder eine terra incognita sind. —

Indessen werden die lobenswürdigen Untersuchungen und Bemühungen der gelehrten Sprachkenner, die unbekannten Sprachen der Erde immer besser kennen zu lernen, so viel nutzen, daß wir erfahren, welche Mundarten zu einer Stammsprache gehören; wie viel es solcher Stammsprachen in der Welt giebt und wo sie geredet werden. Bey den europäischen Sprachen ist diese Untersuchung schon ziemlich weit gediehen und die Sprachforschungen der Gelehrten haben gezeigt, daß die indische, persische, arabische, griechische, deutsche, lateinische Sprache alle Schwestern oder Töchter einer und derselben Mutter sind. Lernen wir nun erst die übrigen asiatischen, afrikanischen, amerikanischen und australischen Dialekte eben so gut kennen, als jene andern; so wird sich besser bestimmen lassen, welche Mundarten zusammen gehören, oder von einander herstammen, und welche nicht; ob es eine, oder zehn Ursprachen auf der Erde giebt oder gegeben hat. Ich hoffe, daß alsdann das Resultat dieser Untersuchung zu meinem Vortheile ausschlagen, und sich zeigen wird, daß nicht alle mensch-

liche Sprachen auf dem großen Erdkreise aus einer Quelle herrühren, und daß es nicht blos eine, sondern viele Urmütter von Sprachen gegeben hat, die vor Jahrtausenden schon entschlafen sind! —

V.

Ist der Mensch ein noch neues Geschöpf? Oder: früheste Spuren von Cultur unter dem Menschengeschlechte.

Während die Naturforscher auf die Entdeckung einer voradamischen Welt von Thieren und Pflanzen, welche der Schooß der Erde verhüllet, geleitet wurden, und deren Daseyn man vor kurzem noch kaum ahnete, entdeckten die Reisenden in fernen Ländern, wo jetzt gar keine Cultur mehr herrscht, und wo die Menschen beynahe ausgestorben sind, Spuren einer Menschenwelt, die längst aufgehört hat, zu seyn, und nur noch in ihren Denkmälern fortlebt, die uns in Erstaunen über ihre uns unbekannten Urheber versetzen. So wol das nördliche, als südliche Amerika enthalten Denkmäler ehemaliger Ausbildung, die man dort nicht sucht und erwartet, z. B. große, regelmäßige Bollwerke, hieroglyphische Figuren in Stein, Pyramiden u. s. w., und zwar

in Gegenden, wo jetzt nur Affen, oder doch Menschen wohnen, die auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen. „An den Ufern des Flusses Gila in Neu-Mexiko," heißt es in Hrn. v. Humbold's Reise durch Neu-Spanien, „findet man noch Ruinen einer alten Stadt, und in der Mitte derselben die eines großen Gebäudes, Casagrande genannt. In der Intendanz von Vera Cruz befindet sich eine Pyramide von hohem Alterthume, Papantla, tief in einem dichten Walde, welche erst vor 30 Jahren zufällig den Europäern bekannt geworden, da sie die Indianer Jahrhunderte hindurch verborgen gehalten und im Stillen verehrt hatten. — In der Intendanz Oaxaca (auf den Charten Guaxaca) sind alte, wohlerhaltene Gebäude, in Absicht der innern Form von größter Aehnlichkeit mit den ägyptischen Pyramiden, in Absicht der Zierrathen mit den griechischen und ältesten römischen Denkmälern zu vergleichen." *) —

Auch Asien und Afrika, ja selbst der Norden von Europa, haben Spuren einer frühern Bildung des Menschengeschlechts aufzuweisen, als man gewöhnlich annimmt, und enthalten Beweise von dem ehemaligen Daseyn einer Menschenwelt, die der jetzigen lange Zeit vorherging. So hat man in Lappland, wo alle Cultur ausgestorben ist, Runenschriften entdeckt, die jetzt Niemand mehr lesen und verstehen kann. — Wer kennet nicht den Thierkreis in dem berühmten Tempel der Isis zu Tentyra in Aegypten, den Denon wäh-

*) Hallische Litt. Zeit. 1810. Nro. 8. S. 64.

rend des Feldzuges der Franzosen in Aegypten abzeichnete und bey der Rückkehr nach Europa in seinem berühmten Werke über die ägyptischen Alterthümer mittheilte? Rhode hat in seiner Schrift über das Alter des Thierkreises zu Dendera geschlossen, daß die Erde und das Menschengeschlecht ein Alter von wenigstens 16,000 Jahren haben müsse. *) — Bailly setzt das Alter der Astronomie auf 7000 Jahre. — Und was soll ich von den prächtigen Pagoden und unterirdischen Tempeln auf der Insel Elefanta und zu Illora im Maratten-Staate sagen, die den Fremdling mit Bewunderung und Erstaunen erfüllen, die alles, was Europa, Asien und Afrika sonst Großes und Erhabenes von Baukunst aus alten und neuen Zeiten aufzuweisen haben, übertreffen und an deren Erbauung nach der Berechnung eines reisenden Engländers, der sie gesehen und abgezeichnet hat, 40,000 Menschen 60 Jahre lang gearbeitet haben müssen? — Diese colossalen Prachtgebäude finden sich gleichfalls in einem Lande, wo jetzt Niemand mehr im Stande ist, ähnliche Werke der Baukunst hervorzubringen. Auch kennet Niemand recht mehr ihre wahren Erbauer. Müssen sie also nicht in eine sehr frühe Periode der Erde gehören? Daher behaupten Bailly, Court de Gebelin, Dupuis und andere Gelehrte mit Recht, daß vor den Zeiten der Griechen und der uns bekannten Geschichte schon eine Aufklärung unter den Menschen geherrscht habe, welche, wo nicht

*) Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder, mit erläuternden Kupfern, von J. G. Rhode. Breslau 1808, bey Korn, in 8.

größer, doch eben so groß, wie die unsere, gewesen seyn müsse. —

Gleichwol sind auch hierin die Gelehrten nicht einerley Meynung. Einige, an deren Spitze de Luc und Cuvier stehen, bleiben bey der gewöhnlichen Zeitrechnung und geben dem Menschengeschlechte höchstens ein Alter von 5 bis 6000 Jahren; die andern machen es dagegen schon sehr alt. „In der Einleitung zu Herrn Cuvier's Untersuchungen über die fossilen Knochen, die unlängst zu Paris bey Deterville in 4. nebst vielen Kupfern in Druck erschienen sind, erklärt dieser Gelehrte, daß er an die Wahrheit der mosaischen Chronologie glaube, und alle Forschungen ihn zu dem Resultat geführt hätten, daß die letzte allgemeine Katastrophe des Erdballs nur vor 5 bis 6000 Jahren Statt gehabt habe, und daß der Ursprung des gegenwärtigen Menschengeschlechts daher nicht älter seyn könne.“ *) — Auch de Luc behauptet, daß die letzte Ausbildung unsrer Erde nicht viel über 6000 Jahre hinaus reiche und daß alle Monumente der Welt nicht über 4-5000 Jahre alt seyn könnten, — wenn gleich die Erde an sich sehr alt zu seyn schiene; und keine Phänomene der Oberfläche derselben nöthigten uns, viel von der gewöhnlichen Zeitrechnung abzugehen. — „Auch Larcher hat mit vielem Scharfsinne gezeigt, daß das Alter astronomischer Kenntnisse nicht höher, als 747 Jahre vor dem Anfange unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung hinaufsteigen könne; daß die angegebenen 1903 Jahre vor Alexan-

*) Haude und Spenersche Zeit, von 1813. Nro. 14.

ders Tode, oder 2227 Jahre vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung hinaufsteigenden astronomischen Beobachtungen nicht weniger auf grundlose und absurde Voraussetzungen sich stützen, als die alte Behauptung der Babylonier, welche nach Cicero (der sie lächerlich macht und sie eitle, unwissende, unsinnige oder lügenhafte Menschen nennt) sich in dem Besitze solcher Berechnungen seit 470,000 Jahren, (nach Jamblichus sogar seit 720,000 Jahren) befunden haben wollten; oder wie die Behauptung der Chaldäer, welche nach Diodor von Sicilien dergleichen Beobachtungen seit 473,000 Jahren vor Alexanders Kriegeszügen aufbewahrt zu haben sich rühmten." *) —

Erst kürzlich hat der jüngere de Guignes bewiesen, daß sich auch die Zeitrechnung der Chineser auf höchst schwankende und ungewisse Data gründet und daß die wahre Geschichte ihres Landes nicht weit über die christliche Zeitrechnung hinausgeht. „Die ältere Geschichte von China," sagt er in seiner Reise nach Peking, Manilla und Isle de France, „ist, wie die einheimischen Geschichtschreiber erzählen, fast durchaus von Thatsachen entblößt, voller Ungewißheiten und bietet, so zu sagen, nichts, als eine zusammenhängende Abhandlung über die Sittenlehre und die Gesetze des Landes dar. Indessen zeigt sie dem scharfsichtigen Kritiker genug Spuren, um die Behauptung der Chine-

*) Mémoire de Mr. Larcher sur les Observations astronomiques envoyées de Babilone à Aristote par Callisthènes.

ser über das hohe Alterthum ihres Reiches zu widerlegen. — Durch Anführung der Worte der Schu-king, oder der geheiligten Bücher der Chineser selbst, beweist Herr de Guignes, daß ihr Reich, anstatt 3000 Jahre vor Christus Geburt gegründet worden zu seyn, erst seit 529 Jahren auf eine dauerhafte Art und unter einer einzigen Regierung vereinigt worden ist. Die chinesischen Gelehrten stimmten selbst darin überein, daß ihre Geschichte vor der Regierung des Yao, die sie auf das J. 2358 vor Christus Geburt vestsetzten, keine bestimmte Zeitangabe darbietet. Wie sind aber die auf diese Regierung folgenden Zeitpunkte bestimmt worden? Nach astrologischen Büchern, die auf eine dunkle Art einige Sonnen- und Mondfinsternisse bezeichnen, welche die europäischen Gelehrten von neuem berechnen mußten, und nicht höher, als 1000 Jahre vor Christus Geburt hinaufsteigen. — Sonach giebt uns die ältere Geschichte von China, so weit sie einige Glaubwürdigkeit hat, keine Ursache, die Wiege des Menschengeschlechts und das Vaterland der Künste und Wissenschaften an den Ufern des Hoang-ho zu suchen. — Möglich wäre es sogar, daß die Chineser von den abendländischen Völkern und in verhältnißmäßig viel neuern Zeiten, die ersten Keime ihrer Civilisation empfangen hätten. Aus allen Gesichtszügen dieses Volks geht eine große Aehnlichkeit zwischen ihnen, den Mongolen, den Kalmucken und den übrigen Völkern, welche die hohen Gebirge von Asien bewohnen, hervor, und doch glaubt man thöricht genug, daß die Europäer selbst aus jenen Gegenden herstammen." *) —

---

*) Zeit. für die eleg. Welt. J. 1809. Febr.-Stück. Nro. 28 und 33.

Selbst gegen das hohe Alter des Thierkreises zu Tentyra, woraus Rhode und andere die Dauer des Menschengeschlechts auf 15=16,000 Jahre berechnen wollen, läßt sich noch Manches einwenden. Ich will hier bloß anführen, was der Recens. über jene Schrift von Rhode urtheilt. „Nach allen bisher mit sorgfältiger Umsicht, zum Theil mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit angestellten Untersuchungen über den Ursprung des Thierkreises und der Sternbilder, scheint es überhaupt nicht, daß wir weiter gelangen können, als bis zu mehr, oder weniger annehmlichen Hypothesen und Vermuthungen. — Was läßt sich nicht alles aus dem Thierkreise machen! Hat doch der Verfasser des Zodiaque expliqué, traduit de Suedois, Paris, 1807, den ganzen Thierkreis bloß zu einer allegorischen Darstellung einer Strecke Landes, nämlich der westlichen Gegend um das Caspische Meer, um den Caucasus und die Stadt Bacu, nicht ohne Scharfsinn umgewandelt! — Auch Klügel schließt seine Untersuchungen darüber (Astronom. Jahrbuch. 1805. S. 234.) mit der Bemerkung, daß man sich hier ganz mit Muthmaßungen begnügen müsse; und der Verfasser hätte es also auch den Gelehrten des National=Instituts zu Paris nicht so sehr verdenken sollen, daß ihnen, als sie bereits Zeichnungen des Thierkreises zu Tentyra vor sich hatten, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen, immer noch zu früh vorkam!“ *) —

In unsern Zeiten hat man geglaubt, noch eine neue

---

*) Allg. Litt. Zeit. 1813. Nro. 71.

Quelle der Geschichte von den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts in den geschichtlichen Ueberlieferungen einer unter den Parsen, d. i. Anhängern der Zoroastrischen Religion, bis ins 17te Jahrhundert im Verborgenen fortlebenden Sekte zu finden, die man mit verschiedenen Namen, als Jesdianen, Huschianen u. s. w. belegt, und die sich zu der sogenannten Religion des Huscheng bekennen, einer Religion, die lange vor dem Serduschtischen Gesetze vorausging. — Diese merkwürdigen Aufklärungen in der ältesten Menschengeschichte verdanken wir dem Perser, Scheik Mohammed Fani, in seinem Buche Dabistan, oder von der Religion der ältesten Parsen. *) Dieser Fani war ein gelehrter Muhamedaner aus Caschemir in Indien, der in der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte und sein Werk theils aus Tradition, theils aus gleichzeitigen ältern Werken, besonders auch aus den Schriften der Parsen oder Gebern in Indien zusammentrug, unter dem Titel Dabistân, d. i. Schule oder Akademie, und welches von den vornehmsten Religionen und Sekten des ganzen Orients handelt.

„Am allermeisten zieht uns dasjenige in seinem Buche an, was für uns so ganz neu und unerhört, angeblich nach urkundlichen Ueberlieferungen der Jesdianen, von einer in den allerfrühesten Zeiten

---

*) Scheik Mohammed Fani's Dabistan, oder von der Religion der ältesten Parsen. Aus der Parsischen Urschrift von Sir Francis Gladwin in's Englische und aus diesem in's Deutsche übersetzt von Friedrich von Dalberg. Aschaffenburg, 1809. 8.

des Menschengeschlechts, in einer Zeitperiode, zu welcher die sonst bekannten Quellen der asiatischen Geschichte nicht hinauf reichen, blühenden Monarchie Vorder- und Mittelasiens erzählt wird, welche die Dynastie der Mâhabâdier genannt ist, und die in einer langen Reihe von Jahrhunderten, vor der in der ältesten Assyrisch-, Medisch-, Persischen Geschichte allgemein gepriesenen Monarchie der Pischdâdier regiert haben sollen. — Der Erste der Mahabadier wird unter dem Namen Mâhabâd, d. i. großer Herrscher, ausdrücklich als Erster des gegenwärtigen Menschengeschlechts charakterisirt, wozu die sonst bekannten persischen Sagen ihren Kaiûmarath erheben, der hingegen hier in dem Dâbistân bloß als Monarch und Stifter einer großen Dynastie der spätern Folgezeit erscheint."

Allein wenn auch diese Darstellung einige entfernte historische Grundlage haben sollte, so ist doch nach des Recens. Meynung die ganze Monarchie der Mahabadier allem Anschein nach nichts weiter, als Mythologie, und sie kann nicht für wahre Geschichte des ersten Menschenstammes gelten. „Viel zu voreilig haben zuerst W. Jones und ihm nach einige andere, als Herr von Dalberg, die wichtigen historischen, unser ganzes bisheriges System der alten Geschichte und Zeitrechnung und seine Grundvesten erschütternden Folgerungen gemacht, daß die Mâhabâdische oder Irânische (ur-Asiatische) Monarchie das älteste Reich der Welt sey; daß dem Kaiûmarath der Persischen Annalen, dem Stifter der Pischdadischen Monarchen-Dynastie, noch zwey große Dynastieen (die erste und zweyte Mâhabâdische) beyde Indischen Ursprungs, vorangegangen seyen; daß also die Hindu, oder die herrschende Kaste der Brahminen,

als von Irân (von Vorder- und Mittel-Asien, dem Ursitz des Menschengeschlechts und der ältesten Persergeschichte) ausgegangen, betrachtet werden müssen u. s. w." — „Fani ist ein viel zu junger Schriftsteller, als daß seine ganz neue historische Angabe gegen die gesammten Urkunden des Orients ein entscheidendes Gewicht haben könnten. Der meiste Theil seiner Erzählung scheint sich auf die bloß mündliche Sage seiner Zeitgenossen zu gründen, und obschon er sich auf vorhandene schriftliche, sogenannte Urkunden der Parsen von der alten Religion des Huscheng bezieht; so unterläßt er, uns über das Alter und die Beschaffenheit dieser Quellen zu belehren, führt uns diese nicht einmal namentlich auf, und was die ganze Sache noch verdächtiger macht, er belegt selbst die Grundsätze und Lehren des Systems seiner Huschengischen Parsen, oder Jesdianen, aus lauter Muhamedanischen Schriften der neuern Zeiten. Ferner auf der andern Seite ist unleugbar, daß Fani seine Nachrichten von der mâhabâdischen Dynastieenfolge sowol, als dem ältesten Sterndienste und dessen Tempeln oder geheiligten Plätzen, der Hauptsache nach, nirgends anders her, als aus den Indischen Sagen entlehnt; — auf der andern Seite aber eben so klar, daß er uns diese Sagen nicht rein, sondern mittelbar aus Muhamedanischen Quellen und in Muhamedanischem Sagengewande aufstellt. — Auf wie viel historisches Gewicht kann also eine solche sonderbare Mischung der Indischen, auch einiger Parsischen, und der Islamischen Sagen, des Alten und des Neuen, Anspruch machen? Vor allen aber darf man zum deutlichen Beweise, daß die ganze Darstellung keinen wahren historischen Gehalt habe, wenn sie auch einige entfernte historische Grundlage haben sollte, nicht übersehen, was der Verfasser von der Zeitrechnung der

Jesdianen darlegt, wonach die Jahre der Mahabadier-Regierung berechnet würden. Sie ist keine wahre Chronologie, sondern ganz astronomisch-mythische Zeitrechnungsweise, und sichtbar Indischen Geistes und Ursprungs." —

„Da die einstimmigen Persischen Traditionen in ihrer ersten Monarchenfolge der Pischdadier den Huscheng vorzugsweise den ersten Pischdâd nennen, weiter hinauf bis Kaiûmarath aber in bloß mythischen, oder metaphysisch-historischen Gesichtspunkte, aus der Epoche nach der noachischen Fluth in die Urwelt bis Adam, den Vater des Menschengeschlechts, und die präadamitische Schöpfung aufsteigen; der Gilschâh oder Kaiûmarath der Jesdianen aber ausdrücklich allein der Vorwelt aufgespart ist: so ist, nach des Recens. Ueberzeugung, die ganze historisch-metaphysische Dichtung der Jesdianen von einem großen Zeitalter der Mahabadier nichts anders, als eine auf den Grund der Indischen Mythe und einiger Bruchstücke einer Parsentradition von der alten Periode des Iranischen Zabeismus errichtetes und im Helldunkel Muhamedanischer Ideen gehaltenes System einer mythischen Geschichte der Urwelt perspektivisch, mittelst einer überspannten astronomisch-mythischen Zeitrechnung, um die Ausfüllung der Lücke des tempus ἄδηλον, oder der Zeit der Unwissenheit, möglichst zu vollenden, mit der präadamitischen Weltperiode verschmolzen." — *)

Alle diese angeführten Gelehrten bleiben also bey

---

*) Hall. Litt. Zeit. 1810. Nro. 168. S. 394.

der gewöhnlichen Zeitrechnung und widersprechen der Meynung, daß das Menschengeschlecht schon von undenklichen Zeiten her existire und sein Daseyn sehr hoch hinauf gehe. Andere sind dagegen wieder anderer Meynung, setzen seine Existenz sehr weit hinaus, und lassen seinen Ursprung sich in das tiefste Dunkel verhüllen. Sie unterstützen ihre Behauptung dadurch, daß sich so viele unwiderlegliche Spuren von früher Cultur des Menschengeschlechts finden, und daß die Annalen der Indier und Braminen sehr hoch hinauf gehen, weiter, als alle unsre bekannten Zeitrechnungen; gesetzt auch, daß sie übertrieben seyn sollten und mit großer Vorsicht beurtheilt seyn wollen. Sie berufen sich auf die astronomischen Kenntnisse, welche schon die Babylonier, Aegypter, Chaldäer, Phönizier, Perser u. s. w. hatten, und auf die richtigen Berechnungen der Sonnen- und Mondfinsternisse unter den Hindus, die sich aus den ältesten Zeiten früher Cultur herschreiben und auf Traditionen gründen müssen; weil die jetzigen Indier nicht mehr im Stande sind, den wahren Grund davon anzugeben, oder solche Berechnungen anzustellen. — Auch kann man die Sagen und Zeitangaben der Indier von dem Heereszuge des Bachus, der 6728 Jahre vor Alexanders Eroberungen hergegangen seyn soll, so wie von dem Alter ihrer Pagoden und unterirdischen Tempel, welches sie auf 8000 Jahre anschlagen, nicht ganz verwerfen. — Warum sollen wir gerade der Zeitrechnung Moses und der Juden den Vorzug geben, die sich doch auch auf weiter nichts, als auf mythologische Angaben und Sagen der Vorzeit gründet, und deren Berechnung der patriarchalischen Lebenszeit und der sogenannten Sündfluth eben so, wie in der Parsischen Geschichte, mythischen Ursprungs ist? — Ich glaube also, um aus

diesem verwickelten Labyrinth heraus zu finden, man thut am besten, daß man zwischen beyden Meynungen die Mittelstraße geht, und von beyden das zu viel, oder zu wenige abschneidet. Offenbar haben die Indier, Parsen, Babylonier, Phönizier, Chaldäer, Chinesen u. s. w. die Sache übertrieben; um sich und ihrem Volke ein hohes Alter beyzulegen, oder um die Lücke in der Geschichte, welche sich zwischen dem ersten Ursprunge des Menschengeschlechts bis auf die historischen Zeiten erstrecket, und die nie ausgefüllet werden wird, auszufüllen. Gewöhnlich läuft daher die älteste Geschichte aller Völker auf Fabeln und Sagen hinaus und dies kann nicht anders seyn. Bey dem allen scheint in Indien schon sehr früh, und weit über die mosaische Zeitrechnung hinaus, ein hoher Grad von Geistesbildung Statt gefunden zu haben, wovon die prächtigen Denkmäler der Kunst daselbst Beweise abgeben; so wie die ägyptischen Pyramiden und Werke der Baukunst, deren Zeitalter man schon zu Herodots Zeiten nicht mehr angeben konnte. — Diese und andere Gründe, wenn wir auch den berühmten Thierkreis zu Dendera nicht mit in Anschlag bringen wollen, lassen mich vermuthen, daß wir dem jetzigen Menschengeschlechte, denn von den Menschen der Urwelt rede ich hier nicht, — eine noch einmal so lange Dauer zugestehen müssen, als man gewöhnlich annimmt. Jedoch ich kann solches nicht besser sagen, als mit den Worten eines Aufsatzes im Morgenblatte, die ich hier zu den meinen machen will. Sie lauten so?

„Man muß gestehen, daß kein historisches Ereigniß, keine physische Thatsache, keine astronomische Beobachtung bekannt sey, woraus der Moment der Schöpfung

sich muthmaßen, oder auch nur mit Gewißheit sich erkennen ließe, da die Erde erschaffen sey."

„Als Ueberlieferung scheint die Geschichte bis zu dem Ursprunge der Dinge zurück zu gehen. Aber Ueberlieferungen verderben von Geschlecht zu Geschlecht und arten aus in Fabeln. Als Wissenschaft ist die Geschichte einer der neuesten und die Künste sind älter, als die Wissenschaften. Die Chronologie (Zeitkunde), ohne welche jede Geschichte sich verirrt, konnte erst lange nach der Sammlung einer großen Anzahl von Thatsachen erfunden werden. Sie ist so neu, daß Herodot noch keinen Gebrauch davon gemacht hat. — Es scheint, daß die Einführung der Olympischen Spiele der Griechen auf die Idee derselben geleitet habe. Die astronomischen Beobachtungen, die Regelmäßigkeit der Bewegung der Gestirne, führten die Chinesen auf den Gedanken, die historischen Ereignisse auf solche zu beziehen. Die meisten andern Nationen Asiens dachten auf so etwas nicht. Zu Babylon, oder in Aegypten fanden indeß die Hebräer die Manier, wie man Ereignisse in einer Art von chronologischer Ordnung an einander reihet. — Sie folgten derselben in ihren Annalen, wodurch diese minder verwirrt wurden, als die Jahrbücher verschiedener anderer Völker. — "

„Die Nationen Asiens glauben, ihr Daseyn erstrecke sich auf unzählbare Jahrhunderte der Vergangenheit. Die Ebräer dagegen behaupten, die Welt existirte erst seit 2513 Jahren, als sie durch das rothe Meer zogen. — Seit der Sündfluth bis zu ihrem Ausgange aus Aegypten seyen nur 857 Jahre verflossen. — Nach dieser Rechnung hätte das gelehrte, das prachtvolle Aegyp-

ten in dem gedachten Zeitpunkte erst seit 5 oder 6 Jahrhunderten existirt. — Offenbar ist dieses unmöglich, zumal für ein Land, das jedes Jahr überschwemmt wird, und das nur von Colonisten bewohnt werden konnte, welche unterrichtet genug waren, um den Fluß bezwingen zu können. Da die hebräische Zeitkunde dem Daseyn der Erde eine so kurze Dauer giebt; so scheint sie nur dazu aufgestellt zu seyn, den Aegyptischen und Chaldäischen Zeitkundigen zu widersprechen, so wie den Phönizischen, welche 30,000 Jahre zählten! — Sie hängt zusammen mit dem allgemeinen Systeme des Gesetzgebers der Hebräer, dem es darum zu thun war, sein Volk von andern Nationen zu trennen, und demselben Vorurtheile gegen die beyden großen Völker einzuflößen, welche, eins nach dem andern, die Juden in Sklaverey gebracht hatten. — So möchte denn die ganze Mosaische Schöpfungsgeschichte gleich den Namen der ersten Menschen bey Moses mythologisch seyn.“ —

„Die Griechen und die Römer, offenbar sehr neue Völker, berechneten die Zeit nur nach ihren eigenen Jahrbüchern. Nie machten sie Anspruch darauf, zu wissen, seit wann die Welt stehe.“

„Die Geschichte Indiens dagegen unterrichtet uns, daß in den Gebirgen von Ellora ungeheure Grotten oder Aushöhlungen sich befinden, welche von Menschenhänden herrühren. Es sind darin ausgehauene Menschenfiguren, und selbst Thierfiguren, unter andern von Elephanten in natürlicher Größe. Es ist dieses ein höchst denkwürdiges Werk, ein evidentes Zeugniß, daß die Künste seit einer bedeutenden Reihe von Jahrhunderten cultivirt worden seyen, ehe man vermogte, den

kühnen Plan zu solch einem Unternehmen zu entwerfen. Die Braminen behaupten, ein Fürst (Rajah Eeloo) habe vor 7894 Jahren diese Arbeit aus Erkenntlichkeit unternommen, weil er durch Baden in dem, aus diesen Gebirgen herabkommenden Wasser seine Gesundheit wieder hergestellt habe. Dieses Werk, das wir jetzt in Europa nicht ausführen könnten, kam in Indien zu Stande, ungefähr 640 Jahre vor der Erscheinung des Bachus daselbst, der, wie Plinius erzählt, 6451 Jahre vor Alexander nach Indien kam. Die Expedition des Bacchus erfolgte sonach 2724 Jahre früher, als der Zeitpunkt, auf welchen die Juden und Christen die Erschaffung der Welt setzen. — (Arrian sagt, es sey dieses nur 6402 Jahre vor dem Könige von Macedonien geschehen.) Fügt man zu den 6728 Jahren vor Christi Geburt, vor welcher die Erscheinung des Bacchus in Indien erfolgte, die wirklich Statt hatte, die Indianer sprechen davon, — die 1815 Jahre hinzu, welche seit Christi Geburt verflossen sind; so findet sich, daß seit Bacchus 8543 Jahre abgelaufen sind; eine Expedition, die man schwerlich bezweifeln kann, und welche voraussetzt, daß die Welt damals schon seit langer Zeit existirt habe. — (S. Langles in seinen Récherches asiatiques zu den Abhandlungen der Akademie zu Calcutta.)

„Schon zu Herodots Zeiten, d. i. vor 2270 Jahren, waren die ägyptischen Pyramiden schon so alt, daß die Zeit ihrer Erbauung sich aus dem Andenken der Menschen verloren hatte. Und doch mußten solche Denkmäler, die nothwendig zu verschiedenen Zeiten und mit unendlicher Mühe errichtet wurden, über ihre Entstehungsart ein langes Andenken erwecken.“

„Eben so wenig weiß man, zu welcher Zeit und in welchem Lande der Thierkreis sey erfunden worden. Der gelehrte Dupuis fand, daß solcher nie auf andere Völker gepaßt habe, als diejenigen, welche an den Ufern des Nils wohnten, es sey nun in Ober-Aegypten, oder auf der großen Insel Meroë. Dupuis Muthmaßungen wurden bestätigt durch die französischen Gelehrten, welche Bonaparte auf seinem Heerzuge nach Aegypten begleiteten. Diese standen in Ober-Aegypten, dessen Hauptstadt Theben war, zwey, sehr sorgfältig auf Stein eingehauene Thierkreise. Der eine derselben, in einem Tempel der Stadt Esna, beweiset, daß man zu der Zeit seiner Verfertigung die Sommer-Sonnenwende in dem Gestirne der Jungfrau sah. Der andere in der Stadt Tentyra (Dendera), setzt dieselbe in das Zeichen des Löwen. Auch diese Gelehrten hielten sich überzeugt, daß der Thierkreis, wie wir ihn kennen, ursprünglich nur auf Aegypten gepaßt habe, d. h. zu der Zeit, wo durch die Namen, welche man seinen 12 Gestirnen beylegte, die dortigen landwirthschaftlichen Arbeiten bezeichnet wurden, die in jedem Monate zu dem ihm angewiesenen Sternsymbol paßten. Auch sie überzeugten sich, daß dieser Thierkreis einem Sonnenjahre angehörte; daß zu der Zeit seiner Vestsetzung die Sonne in dem Zeichen des Steinbocks sich befand. Sie zeigten, daß diese Vestsetzung auf's wenigste von 15,000 Jahren her datire, indem seitdem die Sommer-Sonnenwende von dem Steinbocke bis zu dem Stier, also um 7 Zeichen, rückwärts gegangen sey, — und daß das Vorrücken der Nachtgleichen den Aegyptern, wenn nicht schon zur Zeit der Vestsetzung des Thierkreises, doch ohne allen Zweifel schon vor mehr, als 6000 Jahren bekannt gewesen sey. —

„So mußten denn auf's wenigste 15,000 Jahre vergehen, ehe seit Vestsetzung des Thierkreises, die Sommersonnenwende aus dem Steinbocke bis in das Zeichen, worin wir sie jetzt erblicken, gelangen konnte! — Und wie viel Jahrhunderte, oder Jahrtausende gehören dazu, bis die Aegyptier zu dem Unterrichte und der Einsicht gelangten, die erfordert wurden, um auf die Idee des Thierkreises zu gerathen, denselben in 12 Zeichen zu theilen, und jedem dieser Zeichen ein sehr angemessenes Emblem anzuweisen! Wäre der Thierkreis in Indien erfunden, und von da nach Aegypten gekommen, hätten hier die Schön denselben dem dortigen Clima angepaßt, wie manche Gelehrten muthmaßten; so müßte solcher noch weit älter, als 15,000 Jahre seyn." —

„Sehe man nun, bey Erforschung des Alters der Erde, auf Thatsachen, oder auf die Berechnung der Geschlechtfolgen, oder auf das hohe Alter der Denkmäler, immerhin führt uns die Geschichte auf sehr entfernte Epochen; und wenn sie sich verliert in dem Dunkel des Alterthums, so bescheinigt sie wenigstens eine lange Reihe von Jahrhunderten." —

„Die Künste geben dasselbe Zeugniß, wie die Wissenschaften. Mittelst einer strengen Untersuchung der Bergwerke auf der Insel Elba, an den Küsten von Toscana, hat neuerdings Herr Chevalier sich überzeugt, daß der erste Betrieb dieser Bergwerke über 41,526 Jahre hinaufsteige!? — Herr Svalhat, Lieutenant im Genie-Corps, hat durch genauere Berechnungen aber gründlich nachgewiesen, daß der Betrieb dieser Bergwerke nicht über 5577 Jahre hinaus gehe, und

andere Gelehrte, die, wie es scheint, diese Bergwerke nicht besucht haben, versichern, daß man dieselben erst seit 4=5000 Jahren betrieben habe. — Aber wie viele Künste mußten nicht erst erfunden seyn, ehe man Erz schärfen und den Eingeweiden der Erde, zumal auf einer Insel, entreißen konnte! — Angenommen also, daß, was gewiß nicht übertrieben ist, nur 3000 Jahre zu dem Erwerb aller der Künste, deren man zu dem Betriebe dieser Bergwerke bedurfte, nöthig gewesen seyen; so spricht dieses, in Absicht auf das Menschengeschlecht, für ein Daseyn von wenigstens 8577 Jahren. — Diese Epoche ist merkwürdig, weil sie mit dem Heerzuge des Bacchus übereinstimmt, ferner mit der Bildhauerarbeit in den Gebirgen von Ellora und endlich mit den ältesten bekannten Ausbrüchen des Vesuv. — So unterstützen die Wissenschaften einander, um zur Wahrheit zu leiten."

„Herr von Humbold fand in dem mittägigen Amerika auf Felsen in dem Innern der Erde sehr elegante Arabesken, welche die wilden Bewohner jener Gegenden nicht einmal zu schätzen wissen. Zuverlässig sind sie das Werk eines sehr verfeinerten Volks, das in einem so entfernten Zeitpunkte von der Erde verschwand, daß sich nicht einmal das Andenken desselben erhalten hat; und dieses Volk hatte die Künste weder von den Griechen, noch von den Völkern Asiens empfangen." —

„So scheint es denn, nach vernommenem einstimmigen Berichte der Künste und Wissenschaften, daß das sehr hohe Alter der Erde unmöglich könne bestritten werden. Mit der Zeit triumphirt die Wahrheit über Alles.

— Unmerklich feilt die Zeit die Ketten ab, womit die Unwissenheit das Denkvermögen gefesselt hatte; unmerklich zwingt sie die Hartnäckigsten, sich der Evidenz zu ergeben.“ —

VI.

Bedenklichkeiten gegen das hohe Alter des Thierkreises zu Tentyra.

Ich habe in dieser Schrift als Beweis des hohen Alters des Menschengeschlechts auch den Thierkreis im Tempel der Isis zu Tentyra (Dendera) in Aegypten angegeben, dem Denon in seiner schönen Reise nach Aegypten mit Bonaparte und andere französische Gelehrte ein Alter von 16,000 Jahren beylegen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß andere Gelehrte, besonders in Deutschland, gegen das hohe Alter desselben gegründete Zweifel erregt haben, die nicht zu überhören sind. Mehrere Astronomen, worunter selbst unser vortrefflicher Klügel ist, zweifeln an der Richtigkeit dieser Berechnung und meynen, der Thierkreis könne auch wol aus einem spätern Zeitalter herrühren. — Ich will, da ich in der Sache nicht entscheiden kann, und um mich nicht der Partheylichkeit oder Leichtgläubigkeit verdächtig

zu machen, hier die Urtheile zweyer Recens. hersetzen und meine Leser selbst urtheilen lassen, nach der bekannten Regel: audiatur et altera pars! —

„Der Thierkreis in dem Tempel der Isis zu Tentyra, welchen nebst einem, ihn wiederholenden Planisphär, Denon, während des Feldzuges der Franzosen in Aegypten, abzeichnete und bey der Rückkehr nach Europa in seinem berühmten Werke der Welt mittheilte, hat bekanntlich, gleich nach der Erscheinung des letztern, die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt. Ungeachtet indeß die Zeichnung oft erwähnt und Mancherley darüber vorgebracht worden ist; so darf man doch behaupten, daß die Bedeutung der Figuren und das Alter des Kreises bis jetzt mehr zufällige Muthmaßungen erzeugt, als eine absichtliche Erörterung veranlaßt hat. Eine solche ist dem Ganzen nun erst in einem kleinen Werke: „Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder, mit erläuternden Kupfern, von J. G. Rhode. Breslau 1809, 8." zu Theil geworden."

„Die Frage, von welcher der Verfasser bey Erklärung des alten Denkmals ausgehen zu müssen glaubte, ist diese: Was bedeuten die Zeichen des Thierkreises, abgesehen von allen vorgefaßten Meynungen und namentlich von der, welche dem Herkommen und dem griechischen Kalender gemäß, den Anfang der Frühlings-Nachtgleiche in das Zeichen des Widders setzt? — Er antwortet hierauf im Allgemeinen: Die Bilder des Thierkreises sind nie etwas anders gewesen, als was sie noch sind, — Kalenderzeichen. — Nicht die Sterne, in deren Gegend die Sonne stand, nahm man zu Merkmalen der Bilder, sondern die Veränderungen der Jahrs-

zeiten und der Witterung auf der Erde und in den Geschäften der Menschen. Diese theilte man nach der zwölfmaligen Veränderung des Mondes, während eines Sonnenumlaufs, in 12 Theile und ersann für jedes Zwölftel eins oder mehrere Bilder, wodurch die Witterung und Geschäfte während desselben bezeichnet wurden. Die Bilder selbst, die Ordnung, in der sie folgen, und ihre Beziehung auf und unter einander weisen uns hin in die Gegend ihrer Erfindung, in ein fruchtbares Thal an den Ufern eines tropischen Flusses, und wenn wir Aegyptens örtliche Verhältnisse, Klima, Boden, Strom und der Einwohner Beschäftigungen erwägen, in kein anderes Land, als in dieses." —

„Die zweyte Hauptfrage ist die: wann das von Denon uns gelieferte Monument verfertigt ward? — Der Verfasser antwortet erstlich im Allgemeinen hierauf: Es fällt sicher vor der Aegyptisch-Griechischen Periode; und verwirft mit Recht den Gegenbeweis, den man aus der unverständlichen und schlecht ergänzten Griechischen Inschrift in der Einfassung einer Thüre des Isis-Tempels hat führen wollen. Zur genauern Zeitbestimmung aber bahnt er sich den Weg durch eine Untersuchung über den Anfang des Aegyptischen Jahrs, die meist gegen Idelers Behauptungen in seinem Werke über die astronomischen Beobachtungen der Alten gerichtet ist. Herrn Rhode zufolge, gab es eine alte, heilige, oder Tempeljahrform zu 365, und eine neuere, öffentliche zu 365 1/4 Tag. Auf die erstere bezieht er den Stand der Sonne in dem Aegyptischen Thierkreise, wo sie in dem Zeichen des Krebses oder Käfers erscheint, und folgert aus astronomischen Combinationen, daß das Denkmal entweder in die Regierung des baulustigen Amasis,

(Herodot. II. 66.) oder in die des Proteus, oder seines Nachfolgers Rhampsenitus (Herodot. II. 121.), des Erbauers eines Portals am Tempel Vulcans (Phthas) gehöre. Doch legt er beyden Zeitbestimmungen nur den Werth annehmlicher Muthmaßungen bey und erinnert zugleich, daß man nach einer dritten, auf die neue Jahrform gegründeten, zwar das Monument als gleichzeitig mit der Bildung der Himmelszeichen selbst annehmen, und es folglich auf ein Alter von 16,000 Jahren hinauf führen könne; den auf diese Voraussetzung gebaueten Schluß aber darum ganz aufgeben müsse, weil es wahrscheinlich sey, daß der Stand der Sonne in dem Thierkreise nicht sowol die Erbauung des Portals, als die Bestimmung des Thierkreises selbst habe anzeigen sollen.“ —

„Der Verfasser bemerkt in der 7ten Beylage zu seinem Buche ganz richtig, daß die Cultur unsers Geschlechts schon von mehrern weit über alle bekannte Zeitrechnung ausgedehnt worden sey, und ist selbst bemühet gewesen, für diese Behauptung eine neue Bestätigung in den heiligen Büchern der Indier und den Weltschöpfungen der Braminen auszumitteln. — Wäre es ihm, oder seinen Vorgängern, einem Bailly und Court de Gebelin, gelungen, jene Annahme zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben; so würde der Thierkreis von Tentyra gewiß ein großes Gewicht in die Wagschale legen. Aber wie unsicher ist hier Alles, selbst die auf astronomischem Boden aufgeführten Hypothesen, und wie bestimmt haben sich die berühmtesten Mathematiker und die gründlichsten Historiker, und wahrlich nicht alle aus Furcht vor Moses Ansehn, — gegen die gewagten Vermuthungen der Art erklärt! — Wir wissen

nicht, ob unter solchen Umständen auch die glücklichste Erklärung allegorischer Bilder für die 16,000jährige Cultur des Menschengeschlechts entscheiden könne, und ob Dupuis, der mit unserm Verfasser denselben Weg einschlug, ihn nicht mit einigem Rechte, um der Folgen willen, verlassen habe." *) —

Ein anderer Recens. von Rhodens oben angeführten Buche über den Aegyptischen Thierkreis, ist derselben Meynung. Ich will seine Worte hieher setzen.

„Ist wol," sagt er, „unser Thierkreis nothwendig das Produkt einer systematischen Anordnung? — Könnte er nicht auch das Aggregat zufällig verbundener Theile seyn? Hindu's, Aegyptier, Griechen und außerdem noch andere Völker, können zu den verschiedenen Zeichen beygetragen, jedes Volk sie nach seinem Klima und andern Eigenthümlichkeiten modificirt haben, bis daraus der jetzt noch vorhandene, mit wenigen Abänderungen schon in Tentyra, so vorgefundene Thierkreis entstanden ist. Der Verfasser selbst getraut sich nicht, mit Sicherheit zu behaupten, daß der Thierkreis gerade in Aegypten erfunden sey. Hat ihn aber ein anderes Volk ganz oder theilweise erfunden, wie viele andere klimatische und nicht klimatische Beziehungen, die zum System des Verfassers nicht passen, sind bey der Wahl der Zeichen denkbar!" —

„Aber gesetzt auch, daß unser Thierkreis in der

*) Zeit. für die eleg. Welt, vom J. 1809. Nro. 97. S. 169.

That Aegyptischen Ursprungs ist, so bleiben alle Erklärungen der Zeichen gerade so, wie sie der Verfasser giebt, unverändert und dem Klima von Aegypten angemessen, ohne deshalb ein so hohes Alter der ursprünglichen Bestsetzung der Zeichen voraus setzen zu dürfen; wenn man nur mit Klügel (Astronom. Jahrbuch vom Jahr 1806. S. 234.) annimmt, daß man in Aegypten bey jener Bestsetzung die Merkwürdigkeiten einer jeden Jahreszeit nicht durch die Sterne, in welchen die Sonne stand, und die eben darum unsichtbar waren; sondern durch Sterne, die der untergehenden Sonne gegenüber am östlichen Himmel aufgingen, und also wirklich sichtbar waren, bezeichnet habe! — Nach dieser sinnreichen Erklärung deutete man also die Jahreszeit der eintretenden Nilfluth im Sommer-Solstitium eben so, wie nach dem Verfasser durch das Bild des Steinbocks mit dem Fischschwanze an, welcher der im Krebs aufgehenden Sonne gegenüber stand, u. s. w. — Und so erhielte man ein, der Ansicht des Verfassers ganz entgegen gesetztes Resultat; — daß nämlich bey der ersten Bildung der 12 Zeichen das Sommer-Solstitium in den Anfang des Krebses gefallen sey, was etwa vor 3000 Jahren und noch etwas früher statt fand.“ —

„Recens. ist weit entfernt, diesen Gedanken für etwas mehr, als Hypothese zu halten; aber er hält ihn für eine Hypothese, die immerhin so viel für sich haben möchte, als die des Verfassers. — Nach allen bisher mit sorgfältiger Umsicht, zum Theil mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit angestellten Untersuchungen über den Ursprung des Thierkreises und der Sternbilder scheint es überhaupt nicht, daß wir weiter gelangen kön-

nen, als bis zu mehr, oder weniger annehmlichen Hypothesen und Vermuthungen. Was läßt sich nicht alles aus dem Thierkreise machen! Hat doch der Verfasser des Zodiaque expliqué, traduit de Suedois. Paris 1807. den ganzen Thierkreis bloß zu einer allegorischen Darstellung einer Strecke Landes, nämlich der westlichen Gegend um das caspische Meer, um den Caucasus und die Stadt Baku, nicht ohne Scharfsinn umgewandelt! — Auch Klügel schließt seine Untersuchungen am a. O. mit der Bemerkung, daß man sich hier ganz mit Muthmaßungen begnügen müsse; und der Verfasser hätte es also auch den Gelehrten des National-Instituts in Paris nicht so sehr verdenken dürfen, daß ihnen, als sie bereits Zeichnungen des Thierkreises zu Tentyra vor sich hatten, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen, immer noch zu früh vorkam.“ *) —

„Die Meynungen der Gelehrten über die Zeichen des Aegyptischen Thierkreises und sein Alter sind also, wie wir aus diesen beyden Urtheilen ersehen haben, getheilt und sehr verschieden. Rhode hält die Zeichen desselben bloß für Kalenderzeichen und für Merkmale der Jahreszeiten, der Witterung und der Geschäfte der Menschen in dortiger Gegend, welche nach den 12 Monaten des Jahrs eingetheilt und nach dem Aegyptischen Klima geordnet waren. Denon, Dupuis und Andere nehmen diese Bilder und Zeichen für wirkliche Sternbilder und suchen darnach sein Alter zu bestimmen. Klügel ist zwar auch dieser Meynung; aber glaubt, dieser Thier-

---

*) Allg. Litt. Zeit. Halle 1813. Nro. 71.

kreis sey nach den Sternen gemacht, die man in Aegypten des Nachts sahe, welches aber die unrechten waren; statt daß man ihn hätte nach den Sternen machen sollen, in welchen die Sonne wirklich stand, die aber natürlich unsichtbar am Tage waren und mit der Nacht verschwanden. Nach dieser Vermuthung erhält der Thierkreis zu Dendera nur ein Alter von 3000 Jahren und noch etwas darüber. — Die Französischen Gelehrten vom National-Institut zu Paris haben sich für gar keine gewisse Meynung erklärt und nichts in der Sache entscheiden wollen." —

Ich selbst maße mir zwar kein Urtheil in dieser so dunkeln und zweifelhaften Sache an; jedoch scheint mir, wie gewöhnlich, die Wahrheit hierbey mitten inne zu liegen. Wenn man diesem Thierkreise auch kein 16,000-jähriges Alter zugestehen will, und zu vermuthen ist, daß Denon und Dupuis in ihren astronomischen Berechnungen sich geirret haben, oder in ihren Vermuthungen zu weit gegangen sind; so halte ich ihn doch für älter, als 3000 Jahre. Ich vermuthe nämlich, daß derselbe nicht Aegyptischen, sondern Indischen Ursprungs ist, und daß ihn die Aegypter, als Colonisten aus Indien, mit in ihr Land gebracht und ihn entweder demselben angepaßt, oder, wenn sie die Sache nicht verstanden, so gelassen haben, wie er war; daher es denn vielleicht kommt, daß er auf Aegypten nicht recht passen will. — Aus den Aufklärungen, die wir dem Englischen Oberrichter Sir William Johnes und der Societät der Wissenschaften zu Calcutta über Hindostan verdanken, lernen wir, daß die Wiege der Cultur nicht in Afrika oder in Aegypten, sondern in Indien gewesen, und daß die bildenden Künste und die ernsthaften Wis-

senschaften dort sehr früh geblühet, und einen hohen Grad der Bildung erlangt haben. Es leuchtet dies nicht nur aus den Schriften der Braminen und ihren alten prächtigen Tempeln und Kunstwerken, welche die Nachkommen zwar bewundern, aber nicht nachzubilden im Stande sind; sondern auch besonders aus den richtigen Kenntnissen und Berechnungen der Sonnen- und Mondsinsternisse hervor, welche die Braminen noch jetzt haben, ohne sich den rechten Grund angeben zu können, worauf diese Berechnungen sich gründen. — Wahrscheinlich trieb der schöne heitere Himmel in den großen Ebenen Asiens die Menschen schon früh an, sich der Sternkunde zu widmen und sie zu einem hohen Grade der Bildung zu bringen, wie wir aus ihren Thierkreisen und den Berechnungen der Sonnensinsternisse und des Laufes der Sterne schließen können. Da nun die Aegypter sehr wahrscheinlich, eben so, wie die Zigeuner, Abkömmlinge der Indier waren, wie ihre Sprache, ihre Hautfarbe, ihre Sitten und Gebräuche, besonders die Eintheilung des Volkes in Casten, ihr Thierdienst, ihre Kunstwerke und Tempel, ihre Religion und Philosophie beweisen; so brachten sie auch ihre astronomischen Kenntnisse mit daher und legten Tempel mit Thierkreisen und Tempel-Archiven und Bibliotheken an, wie es in Indien gewöhnlich war. Die Cultur, welche in ihrem Vaterlande mit der Zeit abnahm, blühete in Aegypten, wohin sie versetzt war, von neuem und noch besser auf, so, daß die Griechen ihre Weisheit dorther holen konnten. Es ging damals eben so, wie jetzt mit den Englischen Colonieen in Amerika, die das Mutterland schon in manchen Stücken übertreffen und Erfindungen in der Elektricität, Schiffbaukunst u. s. w. ge-

macht haben, welche die Aufmerksamkeit von Europa auf sich ziehen und nachgeahmt werden. —

Ist aber der Thierkreis zu Dendera Indischen Ursprungs und als Kunstprodukt mit nach Aegypten hinüber gewandert; so hat er auch gewiß ein hohes Alter und er gehört vermuthlich in eben das Zeitalter, worin die herrlichen Kunstwerke, Tempel und Denkmäler zu Ellora, Carli u. s. w. fallen, denen die Hindostanischen Geschichtbücher ein Alter von 8000 Jahren beylegen. — Man braucht sich dabey gar nicht darauf einzulassen, zu bestimmen, ob die Zeichen dieses Kreises bloß Kalenderzeichen, oder wirkliche Sternbilder sind, ob er in diesem oder einem andern Sternbilde gemacht, und auf Aegypten angewandt ist, oder nicht. Denn dieses wird wol für's erste unausgemacht bleiben. Genug, daß derselbe ein sehr hohes Alter verräth und von guten astronomischen Kenntnissen zeuget. Und so bliebe denn der Satz als wahr stehen, daß die Cultur des Menschengeschlechts sehr hoch hinauf gehe und daß dieser Thierkreis wenigstens noch ein Mal so alt seyn müsse, als man glaubt, und nicht erst vor 3000 Jahren berechnet und verfertigt sey. —

Um meine Leser in den Stand zu setzen, sich einen Begriff von der frühen und hohen Cultur, welche schon vor vielen tausend Jahren in Indien herrschte, machen zu können, will ich hier noch eine interessante Beschreibung von den unterirdischen Tempeln auf der Insel Elephanta hersetzen, welche wir einer englischen Dame, Miß Graham, in folgendem Aufsatze verdanken.

„Die Felsengrotten von der Insel Elephanta, zu dem Gebiete von Bombay gehörig, auch Elephanteninsel genannt und nicht mit der kleinen Nilinsel Elephantine zu verwechseln ist; beschrieben von Maria Graham. 1809.“

„Auf dem Landungs-Platze, gegen das Meer hinaus, steht ein colossaler Elephant von Stein. Dieser hat die Portugisen veranlaßt, das Eyland mit dem Namen, den es noch heut zu Tage trägt, zu bezeichnen. Die Riesengestalt muß aus dem Felsen selbst, bey welchem man dieselbe sieht, ausgehauen worden seyn; denn die Masse ist allzu groß, als daß sie dahin, wo sie steht, hätte transportirt werden können. Im ersten Momente erblickten wir nichts, als eine dunkle Höhle; so, wie aber mein Fuß tiefer in die Grotte eindrang, so fingen auch die Gegenstände an, mir deutlicher zu erscheinen, und endlich sahe ich mich in den Stand gesetzt, die mich umgebenden Wunderwerke genauer zu betrachten.“ —

„Der Eingang der Höhle ist 55 Fuß breit, eben so lang und 18 Fuß hoch, und wird von massiven, aus dem Felsen ausgehauenen Säulen getragen. Die Mauern der Grotte sind über und über mit allerley, in Felder eingetheilten und Personen aus der Indischen Mythologie vorstellenden, Bildhauerarbeiten bedeckt. Der merkwürdigste Theil derselben ist das dem Eingange entgegengesetzte Ende. Hier ist ein gigantisches Trimurti, *) oder Bildniß des dreyfach gestalteten Got-

---

*) Ich mache hierbey auf die Aehnlichkeit der Wörter Tri-

tes, im Mittelpunkte des Gewölbes aufgestellt. Brama, der Schöpfer, thront in der Mitte; — Ruhe und Heiterkeit sprechen sich auf seinem Gesichte aus und seine Mütze ist mit Juwelen ausstaffirt. — Vishnou, der Erhalter, ist als ein Mann von vorzüglicher Schönheit dargestellt. — Sein Gesicht verkündet freundliches Wohlwollen. In der Hand hält er eine Lotusblüthe, und mit eben dieser geweiheten Blume ist auch seine Mütze geschmückt. — Siva, der Zerstörer, runzelt die Stirn, hält den Mund halb offen, und hat eine Adlernase. — In seiner Hand erblickt man das Bild der Zerstörung, die Schlange, Cobra Capella, und an seiner Kopfbedeckung, unter andern Symbolen einen Menschenschädel und ein neugebornes Kind, welche beyde auf seinen gedoppelten Charakter, eines Zerstörers und Wiedererneuerers, hinweisen. Alle die drey beschriebenen Gestalten sind schön, einzig die Unterlippe ausgenommen, welche bey allen von außerordentlicher Dicke ist. — Von der obersten Höhe der Stirn bis zum Kinne sind diese Brustbilder 6 und die Mützen mit einbegriffen, 9 Fuß hoch und insgesammt wohl erhalten, mit Ausnahme der Hände, die vorn angebracht und völlig ruinirt sind. Nur an der Büste des Siva ist die eine auf der Seite angebrachte Hand noch wohl erhalten.“ —

„Es giebt noch mehr colossale Figuren, die aber sehr verstümmelt sind, darin. An diesen Zerstörungen sind die Portugisen schuld, die nicht bloß gegen die Ein=

---

murti, Maha Deo, Sanscrit, Diwen, Tchinnen, mit dem lateinischen Trinitas, Deus sancta scriptura, Divi, Genii, aufmerksam. —

wohner, sondern auch gegen ihre Tempel und Kunstwerke Krieg führten. — Die größte dieser Figuren ist 16 Fuß hoch und stellt unter der Benennung des Viraji beydes, die Gestalt des Siva und Parvati, vor. Diese Figuren sind an den Seiten der Höhle in erhabener Arbeit. Die bemerkenswertheste von allen ist Siva, als Gott der Rache dargestellt. Er hat acht Hände und trägt ein Halsband von Menschenschädeln, und es ist nicht anders, als ob er gerade im Abschlachten eines Menschen begriffen wäre." —

„In einem andern Zimmer ist ein gigantisches Bild des Maha Deo. Nicht ohne widrige Empfindungen sieht man das Säulenwerk und die Bildhauerarbeiten der ganzen Grotte durch die in dieselben eingegrabenen, oder auch mit schwarzer Kreide angeschriebenen Namen der die Gewölbe Besuchenden verunstaltet. — Ueberhaupt sind die Denkmäler durch die Zeit und gewaltsamen Zerstörungen in einen, Ruinen ähnlichen Zustand versetzt. — Der Boden ist mit Trümmern von Statuen bedeckt; hier hängt eine Säule, ihres Fußes beraubt, an dem Platfond, dort hat eine andere ihren Knauf verloren, oder ist entzwey gespalten, und droht, die über ihr gelagerte ungeheure Masse ohne Stütze zu lassen." —

„Wir brachten den ganzen Tag in dem großen Tempel zu und erlabten uns an der dort herrschenden Kühle, während daß die brennende Sonne des Wendekreises über unserm Haupte strahlte. — Die Insel ist übrigens jetzt fast menschenleer." *) —

---

*) Morgenblatt. Tübingen. 1814. Nro. 3. S. 9.

Sollten die Indier, welche im Stande waren, solche Werke der Kunst zu erschaffen, die uns in das größte Erstaunen versetzen und tiefe Bewunderung abnöthigen, nicht auch im Stande gewesen seyn, Thierkreise zu erfinden, besonders da die jetzigen astronomischen Kenntnisse der Braminen ein redender Beweis davon sind, daß ihre Vorfahren es schon weit in der Astronomie gebracht haben mußten? Ist aber als wahrscheinlich erwiesen, daß Aegypten eine Colonie aus Indien und die Indische Cultur älter, als die Aegyptische ist, und von einem noch ältern Volke, als die Indier sind, herstammt, so läßt sich gegen das hohe Alter des Thierkreises nichts einwenden. —

VII.

Noch einige Spuren von Menschen aus dem frühesten Zeitalter der Welt.

Man entdeckt immer mehr Spuren von Menschen aus einem hohen Zeitalter, welche die Aufmerksamkeit des jetzigen Menschengeschlechts erregen und daher gewöhnlich sogleich nach ihrer Auffindung öffentlich bekannt gemacht werden. Ich will hier nur noch einige solcher Vorfälle, die mir bekannt geworden sind, anführen, aus denen erhellet, daß, wenn wir auch von dem Daseyn der Menschen in der eigentlichen Urwelt, oder von sogenannten Präadamiten abstrahiren, doch schon eine Periode der Welt der jetzigen vorangegangen seyn muß, von der wir nichts wissen, die in's tiefste Dunkel eingehüllet ist, und die wir nur aus einigen wenigen Ueberbleibseln derselben, sowol an Menschengerippen, als auch Kunstsachen und Denkmälern, errathen können. Besonders überzeugen uns hiervon die Grabmäler, wel-

che wir hier und da tief unter der Erde entdecken, welche ein hohes Alter verrathen und sich von der Art zu begraben, die bey unsern Vorfahren, den alten Deutschen, gebräuchlich war, sehr unterscheiden. Die Deutschen, Gallier, selbst die Römer und Griechen, verbrannten bekanntlich ihre Todten und setzten die Asche in Töpfen und Urnen bey. Man findet diese Aschentöpfe oder Urnen noch häufig, theils in eigenen, durch Kunst gemachten Hügeln, worin sie im Mittelpunkte derselben, in einem Kreise, mit Steinen umgeben, ruhen; theils auch im flachen Boden, in dem aufgeschwemmten Lande, oder der jetzigen letzten Oberfläche der Erde, welche den Boden der Urwelt bedeckt. Der selige Pastor Dünnhaupt zu Lelm, am Elm, hat sich durch Aufsuchung solcher Todtenhügel, und ihre Beschreibung und Abbildung ein Verdienst erworben. *) Ich selbst habe bey Dobbeln mehrere Urnen ausgegraben und beschrieben, und die dortige Gegend ist gleichfalls reich daran. **) Früher aber scheinen die Menschen ihre Todten nicht verbrannt, sondern, wie wir jetzt wieder thun, unversehrt der Erde anvertraut zu haben und zwar bald in steinernen Behältnissen, bald ohne Särge und Sarkophagen, bald unter einem Obdache von Pfählen, Balken und hartem Holze. Zum Beweise dessen, was ich hier gesagt habe, will ich einige Beyspiele der Art anführen.

Erst kürzlich hat man in Ostfriesland ein solches

---

*) In seinen niedersächsischen Alterthümern.

**) Helmstädter Wochenbl. vom J. 1811. Nro. 14.

altes Grabmal entdeckt, wovon das Morgenblatt eine umständliche Beschreibung liefert. Sie lautet so:

„Im Monat Julius dieses Jahres (1817) wurde bey Friedeburg, in der Gemeine Etzel, beym Torfgraben, mitten im Moor, in der Tiefe des Torfbodens, ein menschliches Gerippe gefunden. Seine Bekleidung und Lage deuten auf ein unerhörtes Alterthum. Es lag in einer mit Moosboden angefüllten Niederung, queer über dem Körper mit starken eichenen Pfählen nieder gehalten. Das Gewand bestand aus einem groben härnen, gewalkten und nicht gewobenen Tuche, ohne Nähte und Knöpfe, bloß mit weiten Armlöchern, und mit einem Halsloche, die Beinkleider von gleichem Zeuge, und bloß mit einem Zuge und Riemen zum Zuziehen um den Leib, ohne alle Knöpfe, — die Schuhe aus einem Stücke Leder, ohne Naht und Sohlen, aber alles aus ungegerbtem, rohen Leder, woran noch röthliche Kuhhaare zu sehen waren. Die Schuhe hatten über dem Fuß herauf, von den Zehen an, Löcher mit einem Riemen zum Zuziehen; jedem Loche gegenüber war, in der Außenseite des Fußes, ein ausgeschnittener kleiner Stern mit einer Rundung umgeben, und diese Sterne standen in Verbindung mit sehr sauber und mit Geschmack ausgeschnittenem Laubwerke; Alles wohl erhalten, indem im Moore, wegen der harzigen Theile, nichts leicht verweset, und in Ostfriesland große Baumstämme, Haselnüsse u. s. w. in den Moorgründen, hier Hochmörte genannt, welche in der Mitte des Landes 25 bis 30 Fuß höher, als die tägliche Fluth steiget, liegen, oftmals gefunden werden. Diese Bäume mußten schon vor Entstehung dieser Moräste, vor mehrern tausend Jahren, daselbst umgestürzt und so nach und nach mit

Torf gänzlich 10 bis 12 Fuß hoch überwachsen seyn; denn daß alle Torfmoore, wie in Ostfriesland, Holland u. s. w., aus lauter Moos und Pflanzentheilen bestehen und wachsen, ist ausgemacht und sichtbar."

„Die Gebeine des alten Friesen, welche hier gefunden wurden, ruheten daselbst wol mehr, als 2000 Jahre! Nach den mit Zierrathen versehenen Schuhen zu urtheilen, war es ein vornehmer Mann, vielleicht hielt ihn sein Volk für einen Zauberer, welchen die alten Friesen, um sicher zu seyn, daß er ihnen nicht nach seinem Tode erscheine, in diesem Moore, nach seinem Absterben, versenket, und mit schweren Pfählen überdeckten. Da das Gerippe auf dem Muttersande (Boden der Urwelt) gefunden wurde; so beweiset dieses, daß der Körper schon vor Entstehung des Hochmoors dahin gelegt wurde; — auch das Gewand ohne Nähte und Knöpfe, und die Schuhe ohne Sohlen und ohne irgend eine Naht, beweisen ein hohes Alterthum. — Man hat in den Moorgründen dieses Landes schon vordem Schuhe gefunden, welche von sehr hohem Alter und nach ihrer erstaunenden Größe einem sehr großen Menschengeschlechte angehören mußten; — allein diese hatten doch schon grobe und starke Sohlen mit einem starken Rande, die mit einem Riemen an das Oberleder befestigt waren. Die im Julius d. J. gefundenen Schuhe waren aber ohne alle Sohlen. — Man hat ferner in den hiesigen Moorgründen auch Bernstein-Corallen gefunden, welche von einer besondern Form, und auf einer Schnur von weißen und schwarzen Pferdehaaren aufgereihet waren, die auch ein hohes Alter zu beweisen scheinen. Indessen erregen die ausgeschnittenen Zierrathen in das sonst rohe Leder, woraus diese Schuhe gemacht sind,

wegen der Richtigkeit der Zeichnung und des guten Geschmackes in der Ausführung, wirklich für ein so rohes Zeitalter, Bewunderung. Dieser sonderbare und für die Geschichte der Vorzeit merkwürdige Fund wird in Aurich aufbewahrt.“ *)

Der Verfasser dieses Aufsatzes hält den Menschen, der dort begraben lag, wie man sieht, für einen alten Friesen; mir aber scheint er in ein früheres Zeitalter zu gehören. Die Friesen waren ein deutscher Stamm von späterer Ankunft, und die Deutschen verbrannten ihre Todten und setzten ihre Asche in Urnen bey. — Also kann das Gerippe daselbst auch kein Friese gewesen seyn. Dasselbe befand sich ferner tief unter der jetzigen Oberfläche der Erde und da, wo die großen Baumstämme angetroffen werden, die ehedem auf dem Boden der Urwelt standen und nachher durch eine Revolution und große Fluth umgeworfen und mit Schlamm bedeckt wurden. Die Erde hatte also damals, als dies Grabmal errichtet wurde, eine andere Oberfläche und eine ganz andere Gestalt und Beschaffenheit. Es gehört letzteres also in ein früheres Zeitalter, als unser jetziges ist, in welchem die waldige Oberfläche der Erde sich in ein Moor verwandelt hat, und der ursprüngliche Boden tief unter Sumpf, Morast und Moorpflanzen begraben worden ist. — Die Vegetation hat freylich hieran einen großen Antheil und der Torf und Rasen wächst, wie der Verfasser richtig bemerkt, in Holland immer fort

---

*) Ausgrabung in Ostfriesland. Morgenbl. Tübingen 1817. Nro. 281. S. 1123.

und setzt eine höhere Erdrinde an. Aber ohne vorhergegangene Revolution und Austretung des Meeres würde diese Veränderung der Erdoberfläche nicht erfolgt und die Moore nicht entstanden seyn, die nun immer neue Schichten von Torf ansetzen. Alles also, was sich unter dem Torf und Hochmooren befindet, ist Boden der Urwelt und gehört in ein früheres Zeitalter, als unsre jetzige Weltperiode ist. —

Die alten Deutschen überhaupt, und die Friesen insbesondere, trugen auch noch keine eigentliche Kleider, sie mögen nun gewebt oder gewalkt seyn, auch keine Schuhe, sie mögen von gegerbtem oder ungegerbtem Leder seyn; sondern hülleten sich in Thierfelle ein. Daß das Skelett einem vornehmen Manne oder großen Herrn angehört habe, läßt sich auch nicht beweisen; weil bey den Deutschen die Fürsten und Heerführer eben so wol, wie die gemeinen Menschen, nach dem Tode verbrannt und ihre Asche in Töpfen beygesetzt wurde. Eben so wenig kann aus der Art des Begräbnisses gefolgert werden, daß der Todte ein Zauberer gewesen sey. Ich werde gleich auf eine ähnliche Art von Begräbnissen kommen, welche höher im Norden von Pallas entdeckt und beschrieben sind; woraus erhellet, daß es in frühen Zeiten des Menschengeschlechts nichts Ungewöhnliches war, die Todten unter einem Obdache, oder einer Bedeckung von Pfählen und Balken von hartem Holze zu begraben. —

Alles dieses zeuget also von einem hohen Alter dieses Grabmals in Ostfriesland. Besonders sind die großen Schuhe, welche man im Torfmoore gefunden hat, ein Beweis, daß dort vor der jetzigen Generation ein

größerer Schlag von Menschen gelebt hat, als der jetzige ist, und daß damals schon mehr Cultur daselbst geherrscht hat, als wir nach der Zeit unter den alten Friesen antreffen. — Dies Menschengeschlecht muß lange vor unserer jetzigen Weltperiode von der Erde verschwunden seyn, ohne daß man von seinem Daseyn und Schicksalen etwas mehr, als Vermuthungen hat und weiß. *) —

Die Nachricht von jenen oben erwähnten Grabmälern im hohen Norden, lautet so: „Als vor vielen Jahren Dr. Pallas, auf Kosten der Kaiserin von Rußland, eine Reise nach dem östlichen Theile ihres Gebiets in Asien machte, bemerkte er zu Kamtschatka verschiedene Gräber, die offenbar mit vieler Kunst errichtet waren. Ihr Ursprung fiel in eine so entfernte Zeit, daß keiner von den dortigen Einwohnern irgend eine mündliche Nachricht von ihrem Ursprunge und ihrer Veranlassung erhalten hatte. Um sie näher zu untersuchen, ließ er eins von diesen Gräbern öffnen. In der Mitte desselben und gerade so hoch, als die Ebene, worauf es errichtet war, fand er einen länglichen Boden, welcher mit hölzernen Balken bedeckt war, die oben zusammenstießen, dem Dache eines Hauses glichen, und dicht an einander schlossen, damit das Erdreich nicht durchfallen könne. — Unter demselben lagen einige Menschenkörper

---

*) Auch in dem Dorfe Sacy bey Rheims fand man vor einiger Zeit, 15 Fuß tief unter der Erde, einen riesenhaften Menschenkopf, der 8 Pfund wog und mit den großen Schuhen in ein Zeitalter zu gehören scheint. (Jadelot's Beschreibung eines sehr ungewöhnlichen Menschenkopfes. Aus dem Franz. von D. Heun. 1805.)

der Länge nach, wie man aus den dort noch befindlichen Skeletten urtheilen konnte. Man hatte diese Art von Dach ziemlich hoch mit Erde bedeckt und so diese Gräber erhöhet. Das Holz dieses Daches war Lerchenholz und völlig unversehrt. Es war ohne Zweifel schon einige Jahrtausende dort befindlich gewesen; — ob man gleich die Zeit, in welcher es hingelegt war, nicht genau angeben konnte.“ *) —

Diese Grabmäler in Kamtschatka befanden sich zwar nicht unter, sondern über der Erde; aber sie waren doch auch aus Balken von hartem Holze errichtet, unter welchen die Todten lagen; nur daß diese Balken nicht queer über den Leichnamen lagen, sondern nach Art eines Daches in die Höhe gerichtet waren. Aber vielleicht waren nur die Pfähle in dem Ostfriesischen Grabmale durch das Gewicht der über demselben aufgehäuften Erde niedergedrückt. Vielleicht verstand man dort auch nicht, ein so kunstmäßiges Grabmal von Holz zu verfertigen, oder es war nur keine Mode daselbst. Vermuthlich befand sich jenes Grabmal anfangs auch über der Erde, oder doch nicht tief unter derselben, oder war nur mit einer Schicht Erde bedeckt, wie das nordische. Nachfolgende Revolutionen der Erde zerstörten es aber und verdeckten es tief unter angeschwemmtem Lande. Auch ist im Norden die Vegetation nicht so stark, wie in Holland und wo Torfmoore sind. Es mußte also auch das Ostfriesische Grabmal tiefer unter

---

*) Braunschw. Magaz. vom J. 1811. Nro. 12. Von der Dauerhaftigkeit des Lerchenholzes.

die Erde zu liegen kommen, als wenn es am Nordpoole errichtet wäre; wenn auch keine Ueberschwemmung und Anhäufung von Schlamm und Erdarten dabey mit im Spiele gewesen wären. —

Noch eine Art alter Grabmale hat man neulich an dem Ufer der Weser, zwar nicht von Holz, sondern von Steinen, entdeckt, davon Klingemann uns folgende Beschreibung giebt. „Wenn man,“ sagt er, an den Ufern der Weser hin, nach dem, eine Viertelstunde von Hörter gelegenen Corvey wandelt; so stößt man auf einen alten deutschen Kirchhof, den die Weser vor einigen Jahren bey einer Ueberschwemmung wieder abgespült hat. Die Körper liegen hier je zwischen fünf und fünf plattenartigen Steinen über einander geschichtet und man findet die Skelette größtentheils noch unversehrt in ihrer Lage, wie sie vor etwa tausend Jahren hier eingegraben seyn mögen. — Die großen Beinknochen, die man hier antrifft, und die einige für Hünenknochen halten wollen, — sind nichts weiter, als die Ueberbleibsel von Pferden; wie denn ehemals die Deutschen neben sich diese ihre Lieblingsthiere begraben ließen. — Ich wünschte einen dieser alten Schädel auszugraben; aber mein Bemühen war vergeblich, weil die Knochen sogleich bey der Berührung mit dem Grabscheit zerbröckelten.“ *) —

Ein deutscher Kirchhof kann dies wol nicht gewesen

---

*) Klingemann Beschreibung des Weserthals bey Hörter. Zeit. für die eleg. Welt. Leipz. 1808. S. 1115.

seyn, weil unsre alten Vorfahren, so lange sie noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, ihre Todten nicht begruben, sondern verbrannten. Es müßte denn seyn, daß einige Volksstämme nach unsrer Art begraben, oder daß die alten Deutschen mit dem Verbrennen und Begraben abgewechselt hätten; oder dieser Kirchhof müßte schon in die christlichen Zeiten gehören. Ob aber die christlichen Deutschen ihre Pferde auch noch mit sich begraben ließen, ist mir nicht bekannt und nicht wahrscheinlich. — Auch ist die Art und Weise, wie diese Verstorbenen beygesetzt sind, gar nicht die bey Christen gewöhnliche. Das Begraben geschieht bey uns in Särgen und nach und nach, nicht aber unter Steinplatten. Jeder erhält sein eigenes Grab; woher also hier so viele Leichname über einander geschichtet? — Dies geschieht nur an volkreichen Orten, wie in Paris, wo es am Raume fehlt, z. B. auf dem Cimetière des Innocents, wo die Todten zu 50 in ein Grab gelegt und mit Kalk beworfen wurden, ehe die Oeffnung verschüttet ward. Das war aber bey unsern alten Vorfahren, denen es nicht an Erde fehlte, nicht nöthig. — Man könnte annehmen, daß diese Menschen alle in einer Schlacht gefallen und hier mit ihren todten Pferden zugleich begraben seyen. Warum aber legte man alle diese vielen Menschen unter steinerne Platten, oder in ein steinernes Grab, neben ihren Pferden? Dazu fehlte es den alten Deutschen theils an Gelegenheit und theils an Zeit. Nach einer großen Schlacht eilt man gewöhnlich mit Beerdigung der Todten, ohne auf Grabmäler von Stein und Erz zu denken. Und woher nahmen die alten Vorfahren diese vielen Steinplatten, da es ihnen ganz an Instrumenten und Kunstfertigkeiten fehlte, Steine zu bearbeiten? — Sie gehören also wahrscheinlich

in das Zeitalter der Hünengräber und Betten in Westfalen.

Ich halte daher diese Gräber nicht für Deutsche; noch weniger glaube ich, daß sie schon aus christlichen Zeiten herrühren, oder römischen Ursprungs sind. Vermuthlich rühren sie aus einem früheren Zeitalter und von einem ursprünglichen Volke Deutschlands her, das lange vor den deutschen Volksstämmen, die aus Asien einwanderten, hier in unserm Vaterlande lebten, andere Sitten und Gebräuche und schon mehr Cultur hatten, als die rohen deutschen Völker. Sie wurden von letztern entweder vertrieben, oder ausgerottet, oder unterjocht, und schmolzen zuletzt in ein Volk zusammen. —

Man muß bey den Bewohnern eines Landes zwey Arten unterscheiden, die ursprünglichen Menschen, oder die Ureinwohner desselben, und dann die fremden Ankömmlinge, oder die Eingewanderten, als die jetzigen neuen Bewohner. Die ersten ursprünglichen Menschen sind längst aus der Welt verschwunden, theils durch Revolutionen der Erde, theils unter den Menschen selbst; oder sie haben sich in die Gebirge zurück gezogen und den fremden Ankömmlingen die Thäler und fruchtbaren Ebenen überlassen. — Man kann sie noch an ihrer eigenthümlichen Sprache erkennen. Solche Sprachen sind z. B. die Galische in Wales, die Baskische in Frankreich, die Koptische in Aegypten, das Sanscrit in Hindostan, die nur noch hie und da geredet werden, oder bloß noch in Büchern fortleben. So ist es in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, England, Deutschland und andern Ländern gegangen, als die Celten, Scythen, Trojaner, Griechen, Gallier, Germanier u. s. w.

diese Länder einnahmen, und die Ureinwohner sich unterwarfen oder vertilgten. Sie fanden aber allenthalben schon Einwohner in diesen Ländern, als sie dahin kamen und dieselben besetzten. Sie selbst wurden in der Folge wieder von den Römern, Gothen, Hunnen, Ungarn, Slaven und Wenden vertrieben oder bezwungen. Man bemerket, so weit die Geschichte reicht, unter den großen Völkern der Erde ein beständiges Wogen, ein unruhiges Hin- und Herziehen, ein stetes Aus- und Einwandern. Die Asiatischen Völkerstämme wanderten aus, wenn die Uebervölkerung des Landes sie dazu zwang, und verbreiteten sich über das angränzende Europa; wurde auch hier die Volksmenge zu groß, so gingen sie entweder in noch kältere und weniger bewohnte Länder, oder in die wärmern, fruchtbarern Gegenden zurück, aus denen ihre Voreltern ausgewandert waren, Klein-Asien, Afrika u. s. w. Dies war der gewöhnliche Gang. —

Daraus folgt aber nicht, daß dies von Anfang an so gewesen sey und daß Europa keine andere Einwohner jemals gehabt habe, als die aus Asien in dasselbe eingewandert waren. Von den ursprünglichen Einwohnern sagt nur die Geschichte nichts, weil es damals noch keine Jahrbücher der Welt gab. — Es fehlte noch an Schriftzeichen und Historiographen. Nur Runenschriften, Hieroglyphen, Arabesken und andere alte Denkmäler in Stein, z. B. Tempel und Altäre von rohen Bruchsteinen, ohne Mörtel und Kalk, *) verkün-

---

*) Z. B. die Stone-Henge in England, die Lübbensteine bey

den uns ihr Daseyn und Verschwinden. Nur die Eroberer und Eingewanderten haben sich einen Namen gemacht und ihr Andenken auf uns, ihre spätern Nachkommen, gebracht. Daher kamen ihre Vorgänger, die Urvölker und Ureinwohner, in Vergessenheit; Niemand kennet mehr ihre Namen und ihre Geschichte. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß schon den, aus der Geschichte bekannten Völkern, andere große, blühende und gebildete Nationen vorangegangen sind, deren Andenken längst aus der Welt verschwunden ist, die aber in ihren Monumenten und Ueberresten, oder auch in den Kenntnissen, Künsten und Wissenschaften noch fortleben, welche sie ihren Nachkommen oder Bezwingern mittheilten. — Die Indier und Aegypter, welche wir für die ersten gebildeten Völker der Erde halten, waren sicher nicht die ersten; sondern hatten schon andere frühere Nationen vor sich, an denen sie ihr Licht anzündeten, und denen sie die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten verdankten, die sie nur weiter ausbildeten und vervollkommneten. Daher rührt die heilige Sprache der Indier, das Sanscrit, welches nur noch in den Religionsbüchern der Braminen so, wie das Hebräische bey den Juden, fortdauert, und aus welchem alle dortigen Dialekte herstammen. Daher rühren die frühen astronomischen Kenntnisse und die Thierkreise bey den Aegyptiern und Indiern, deren Quelle und Entstehung man sich nicht erklären kann. Sie sind Ueberbleibsel von früh blühenden und lange untergegangenen Völkern der Erde und Be-

---

Helmstedt, die Hünenbetten in Westfalen, die Riesenmauern in Italien, u. s. w.

weise früher Cultur des Menschengeschlechts, — in Gegenden der Erde, die uns unbekannt sind, oder wo in der Folge alle Cultur verschwand, ohne daß wir etwas davon ahnen oder gewahr werden. —

Einen Beweis hiervon glaube ich auch in folgender Erzählung von der Entdeckung eines alten Monuments in Frankreich, tief unter der Erde, gefunden zu haben, die ich hier noch hersetzen will. „In der Gemeine Laversine, bey Beauvais, ist ein unterirdisches Gewölbe, mit antiken Gefäßen von sehr plumper Form, entdeckt worden, welche in einer solchen Lage eingemauert sind, daß sie keine Flüssigkeit enthalten konnten, und man vermuthet, daß sie zu den religiösen Gebräuchen der Druiden sind gebraucht worden. — Die Glätte der Mauern dieses Gewölbes zeigt an, daß sie häufig besucht worden seyn mogten, und aus der Schwierigkeit zu schließen, mit welcher man in die Säle, aus denen es besteht, gelangt, mußte es zu Einweihungen von Mysterien gedient haben.“ —

„Jene Höhle bey Beauvais wurde entdeckt, indem man in einem Hause, das auf einem mit Reben bepflanzten Orte stand, wo seit undenklicher Zeit keine Wohnungen waren, einen Keller grub.“ —

„Die Stelle, wo man hinab steigt, ist eine ungefähr 6 Fuß hohe, 10 Fuß lange und 7 Fuß breite Kammer, deren Seitenwände zusammenstoßen und eine Art von Gewölbe bilden. Von diesem Zimmer kam ich in einen 3 Fuß breiten, 5 1/2 Fuß hohen und 10 Fuß langen Durchgang; zwey Schritte zur Rechten dieses Ganges bemerkte ich eine andere Kammer, von gleicher

Form, als die erste, und in welcher man beym Umwühlen der Erde eine Menge Knochen fand, die aber zu klein waren, um Menschen angehört zu haben." —

„Was besonders auffällt, ist die Art, wie die Gefäße in das Mauerwerk eingemauert waren. Der Plan ihrer Oeffnung war nämlich nicht horizontal, sondern senkrecht auf die Bodenfläche, ungefähr in der Höhe eines Mannes, der die Hand hineinstecken wollte, aufgestellt." —

„Vier Fuß vom Ende dieser Gallerie und auf einer Höhe von ungefähr anderthalb Fuß von der Bodenfläche, ist eine runde, ungefähr 15 Zoll im Durchmesser haltende Oeffnung. Ein Mann schlüpfte mit einer Laterne vor mir hindurch; ich folgte ihm, nicht ohne Mühe; denn die Mauer, in der die Oeffnung befindlich war, ist 5 1/2 Fuß dick." —

„Am Ende dieses 16 Fuß langen, aus Mauerwerk von zusammengekitteten Kreidesteinen bestehenden Ganges, erkannte ich nicht nur die Stelle, wo die beyden Gefäße gestanden; sondern auch einen Theil ihrer Form durch die Nachbildung, welche die Masse, in die sie eingemauert worden, angenommen, und worin sie ihren Abdruck hinterlassen hatten."

„In dem einen Souterrain bemerkte ich folgendes: Um einen 6 Fuß im Durchschnitt haltenden Pfeiler läuft eine kreisförmige Gallerie, deren Mauer 35 Fuß im Umfange hat, und durchaus am Boden her, dem Mauerstück gegenüber, worin ebenfalls zwey, gleich denen in der ersten Gallerie, eingemauerte Gefäße befindlich sind,

ausgenommen, so behauen ist, daß ihr Fuß eine ungefähr 1 1/2 Schuh hohe Bank bildet, welche also gleiche Höhe hat mit der Oeffnung, durch welche man in diese Gallerie kömmt. Diese kreisförmige Bank und sogar die Mauern der Kammern, von denen ich vorher gesprochen, sind durch die Reibungen der Menschen, welche sie bewohnten, oder sich dorthin verfügten, abgeglättet. In diesem letzten Souterrain waren die Gefäße genau in derselben Lage gestellt, wie in der ersten Gallerie; nämlich umgekehrt." —

„Die Mauern dieses unterirdischen Gewölbes scheinen nicht nach unsrer Art gemauert, sondern mit einem Instrumente ausgehauen oder ausgegraben zu seyn, so, wie die Oeffnungen, worin die Gefäße standen. Dies scheint aus den Worten des Verfassers zu erhellen: In allen unterirdischen Gängen, von denen hier die Rede ist, ist die Kreide mit einem Werkzeuge gehauen, welches Spuren von sehr regelmäßigen parallelen Linien zurückgelassen, gleich denen, welche der Tischlerhobel hervorbringt, jedoch nicht so tief, als diese, und weniger nahe an einander, als es der Fall seyn würde, wenn der Kies dem Eindrucke des Werkzeuges nicht hinderlich gewesen wäre." —

„Das Gefäß, das man hier fand, ist schmutzig gelb, und ungefähr von derselben Erdart, wie die Gefäße, die man zu Mont Cesar, bey Laversines und in den Torflöchern bey Amiens findet. Es ist 9 Zoll hoch und in seinem größten Durchmesser 9 Zoll breit, nach dem Boden und der Oeffnung zu ein wenig zurückgebogen, welche letztere nur 5 1/2 Zoll im Durchmesser hält, und von einer Art von Ring gebildet wird,

der 1 Zoll dick und nach außen ein wenig hohl ist. Als Verzierung hat es Backsteinfarbige Streifen. Drey Kreise von derselben Erdmasse, wie die Gefäße, und um eine Linie über die Oberfläche derselben erhoben, scheinen gemacht zu seyn, dem Gefäße Dauer zu geben. Diese Kreise haben Einschnitte zum Zierrathe, welche plump genug gemacht sind, um für bloße Eindrücke des Daumens in die noch weiche Erde gehalten zu werden."

„Die ganze Arbeit dieser Gefäße muß, deucht mir, auf die Meynung bringen, daß sie älter noch sind, als die Eroberung Galliens durch Cäsar; auch zeugen alle aus Cäsars Lager und aus Brotus pontium kommenden Gefäße von einer schon weit vervollkommnerten Arbeit." —

Ich stimme hierin mit dem Erzähler überein; nur glaube ich nicht, daß man sie den Galliern und Druiden zuschreiben könne, die noch auf einer zu niedrigen Stufe der Cultur standen, als daß sie solche kunstreiche Gebäude mit Gallerien, Pfeilern und Gefäßen hätten aushauen, oder anlegen können. Ich halte diesen Tempel, oder Begräbnißort für ein Werk der Urbewohner dieses Landes, welches durch eine nachfolgende Revolution der Erde verschüttet worden, wie aus der Lage und den Umständen erhellet. Vermuthlich lag dieser Tempel, oder dieses Gebäude ehedem auf der Oberfläche des Erdbodens, hatte noch einen andern Zugang, und man brauchte also nicht von oben hinein zu schlüpfen, wie jetzt. Jene Oeffnungen im Dache dienten bloß dazu, das Licht hineinfallen zu lassen. —

Der Verfasser macht noch folgende Bemerkungen über dieses alte Gebäude.

„1. Diese unterirdischen Gänge waren besucht; die auf allen ihren hervorspringenden Theilen geglätteten Mauern geben hierüber Gewißheit.“

„2. Diese unterirdischen Gänge waren keinem häuslichen Gebrauche gewidmet; denn schwerlich kann man sich irgend einen denken, für welchen die Gefäße so eingemauert hätten seyn müssen, daß ihre Oeffnung durchaus keine Flüssigkeit enthalten konnte. Schwerer noch würde es zu erklären seyn, wenn man annimmt, daß sie eine solche Bestimmung gehabt hätten, warum ein jedes der beyden ungefähr 800 Cubicfuß haltenden, in beyden Gallerien errichteten Gemäuer bloß dazu gedient haben sollte, um zwey, weniger als einen Cubicfuß haltenden, Gefäße aufzunehmen. — Nach diesen Bemerkungen und nach dem geringen Grade von Kunstvollkommenheit, welchen man an der Töpferey und an der Bauart dieser unterirdischen Gänge bemerkt, wage ich es, zu schließen, daß sie dem Cultus der Druiden geweihet waren; daß die letzte Gallerie, wohin man auf so unbequeme Art, durch eine 15 Zoll im Durchschnitte haltende Oeffnung gelangen konnte, diejenige war, worin die Priester die Profanen in die Geheimnisse der celtischen Religion einweiheten; daß die Bänke dieser letzten Gallerie die Sitze der versammelten Druiden waren, und die Gefäße wahrscheinlich bey einer Einweihungs-Ceremonie gebraucht worden sind.“ *) —

---

*) Westphälischer Moniteur, vom J. 1811. Nro. 5 und 8. Beschreibung der Souterrains von Laversine bey Beauvais.

Der Verfasser hält also diesen Tempel für ein Werk der Druiden und hat seine Meynung mit sehr wahrscheinlichen Gründen vorgetragen. Ich überlasse es meinen Lesern, wessen Meynung sie beytreten, oder wessen Erklärung sie annehmen wollen. Jedoch läßt sich dagegen noch manches einwenden und da wir von den Druiden der Gallier wenig Gewisses wissen; so sind diese Vermuthungen des Erzählers auch nicht zu verbürgen. Es kann also dieser Tempel, oder Begräbnißplatz, oder was es sonst gewesen seyn mag, einen ganz andern Ursprung und eine uns unbekannte Bestimmung gehabt haben. Die Thierknochen, welche man daselbst ausgegraben hat, scheinen Knochen von Opferthieren gewesen zu seyn. Die umgekehrten Gefäße deuten vielleicht auf das ausgelaufene und zerronnene Leben der Verstorbenen, die hier begraben liegen und in der dicken Mauer, oder dem großen Pfeiler eingemauert sind; — so wie die Griechen den Tod als einen Jüngling mit umgekehrter, verlöschender Fackel vorstellten. — Kurz! der Ursprung und die Bestimmung dieses alten Denkmals der Kunst bleibt ungewiß und zweifelhaft, und man kann es so gut für ein Werk der Urbewohner dieses Landes, als für einen Tempel der Gallier und Druiden halten. — Ich bemerke hier nur noch, daß dieses Gebäude viel Aehnliches mit den unterirdischen Tempeln zu Ellora und auf der Insel Elefanta in Indien, so, wie mit dem Innern der Aegyptischen Pyramiden hat. — Es deutet also auf ein hohes Alter.

VIII.

Ueber den Ursprung der Cultur des menschlichen Geschlechts.

Bey der Beantwortung der Frage über den Ursprung der Cultur, der Künste und Wissenschaften, womit die Frage von dem Ursprunge der religiösen Entwickelung zusammenhängt, findet, zufolge einer Abhandlung im Morgenblatte, eine doppelte Annahme Statt. „Die eine: die Menschen waren anfänglich in einem rohen Zustande, wie noch jetzt die, von cultivirten Nationen getrennten Wilden, und erhoben sich durch Bedürfniß, welches späterhin bey vergrößerter Bevölkerung immer dringender wurde, zur Cultur und zu einer gereinigten Religion. — Die andere: der Zustand der Cultur ist der erste des Menschengeschlechts; die Wissenschaft, die Religion war in ihrem ersten Daseyn schon eine überlieferte, und die erste Gründung der Staaten, der Wissenschaften, der Religion und Künste ist gleichzeitig,

oder vielmehr eins; so, daß dieses Alles nicht wahrhaft gesondert, sondern in der vollkommensten Durchdringung war. — Mit dieser Vorstellung eines untergegangenen goldenen Zeitalters ist die, allen Religionen zum Grunde liegende Hoffnung einer bevorstehenden Rückkehr derselben in der letzten Vollendung genau verbunden. Nach dieser Annahme ist das jetzige Geschlecht die tiefere Potenz eines höhern Geschlechts, das durch politische und physische, wahrscheinlich über unsern ganzen Erdkörper verhängte Revolutionen herabsank." *)

Welche von beyden Annahmen nun die richtige sey, will der Verfasser jenes Aufsatzes nicht entscheiden. Er vergleicht bloß die Gründe für beyde Annahmen. Für die erste sind, wie er sagt, folgende Gründe: „Nach der Analogie aller Naturerscheinungen kommt Alles nur nach und nach von Stufe zu Stufe zur Vollkommenheit. Dies gilt von der Ausbildung einzelner Individuen, und mit dieser läßt sich die Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts vergleichen. Bey größerer Ausbreitung wurden die Bedürfnisse gehäuft, wodurch das Nachsinnen über die Mittel zur Befriedigung geweckt wurde. Eben so entstand die Religion anfangs aus Furcht vor dem donnernden Gott, timor fecit Deos. — In der Folge gelangten die Menschen durch Nachdenken über manche wohlthätige Naturerscheinungen, über die Ordnung und Zweckmäßigkeit bey aller anscheinenden Unordnung, auf reinere Vorstellungen von Gott und Gottes-

*) Ueber den Ursprung der Cultur des menschlichen Geschlechts. Morgenblatt. Tübingen 1814. Nro. 119-120. S. 473-77.

dienst. Bey näherer Prüfung und bey sorgfältigem Nachdenken über die Natur des Menschen und den Gang seiner Entwickelung, auch selbst über die Geschichte des ältesten Menschengeschlechts, so weit wir sie aus Trümmern kennen, zeigen sich aber bey dieser Annahme nicht zu beseitigende Schwierigkeiten." —

Die Schwierigkeiten, die der Verfasser nun hiergegen anführt, sind aber nichts weniger, als nicht zu beseitigen, wie ich glaube. Ich will es versuchen, seine Gegengründe zu heben. Er sagt: „für die Ausbildung der Religion, der Wissenschaften und der Künste, welche nicht unmittelbar für die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse wirken, für die geistigen Bedürfnisse kann durch Uebung der Sinnlichkeit nichts gewirket werden, und der Verstand kann durch bloße Vergleichung der Naturerscheinungen keinesweges auf eine Annahme von Zweckmäßigkeit kommen, da die tägliche Erfahrung so viele Einwürfe dagegen zeigt. — Es werde, heißt es weiter, durch die ganze Geschichte bestätigt, daß auch das Bedürfniß nicht die Mutter der Cultur sey u. s. w." —

Allein dies heißt, dünkt mich, zu viel behauptet und widerspricht der Geschichte und Erfahrung. Es ist doch nicht zu leugnen, daß wir fast alle unsre Begriffe durch die Sinne erhalten, und ohne den Gebrauch derselben würden wir nicht viel besser, als Maschinen seyn. Warum sind Taubstumme so unwissend und zuweilen so stupide, wenn man ihnen nicht durch Unterricht in Taubstummen-Instituten zu Hülfe kommt? Kommt es nicht daher, weil ihnen ein Sinn fehlt, das Gehör? — Freylich muß uns die Vernunft, das Göttliche im Men-

schen, bey dem Gebrauche der Sinne zu Hülfe kommen; sonst wird der Mensch sich nicht sehr über die Thiere erheben, keine Künste und Wissenschaften erfinden, und nicht auf die Idee von Gott kommen. Aber mit ihrer Hülfe ist und war er im Stande, das Alles zu erfinden, was den Menschen über das Thier erhebt. Von Natur hat er zwar nur Anlagen und Fähigkeiten; aber das Bedürfniß zwingt ihn, diese Kräfte anzuwenden und sich die Natur unterwürfig zu machen. Beydes, Noth und natürliche Anlage, boten sich also hierbey die Hand und machten den Menschen zu dem, was er ist und werden soll. Kann man also so unbedingt sagen, daß für die geistigen Bedürfnisse durch die Uebung der Sinnlichkeit nichts gewirket werden könne?

Haben nicht selbst die Sinne an Erfindung und Uebung der Poesie ihren Antheil? Giebt es nicht noch immer Naturdichter, und waren die ersten Dichter etwas anders? Lieh ihnen nicht die Natur und der Anblick sinnlicher Gegenstände die schönsten Bilder zu ihren Poesieen? Und wie nahe ist nicht die Poesie mit der Religion verwandt! Sollte nicht der Anblick des prächtigen, gestirnten Himmels die ersten Funken der Dichtkunst und die erste Veranlassung zur Verehrung eines höhern Wesens gegeben haben? Sollte nicht has wohlthätige Licht der Sonne und des Mondes, das uns so vielen Nutzen schafft, und dem wir die Fruchtbarkeit der Erde verdanken, den Menschen zuerst auf Gott geführt haben? Sollten nicht schreckliche Naturbegebenheiten, Gewitter, Orkane, Erdbeben, Fluthen u. s. w. die Menschen auf das Daseyn eines mächtigen, unsichtbaren Wesens, eines großen Geistes, auf eine göttliche Regierung und Vorsehung geleitet haben? Man sieht

ja, wie die Menschen noch jetzt in unsern leichtsinnigen, aufgeklärten und ungläubigen Zeiten bey schweren Gewittern, Erdbeben u. s. w. zum Gebet und zu ihren Gesangbüchern ihre Zuflucht nehmen, und wie selbst Gottesleugner und Ungläubige dadurch schnell bekehrt und zu Rechtgläubigen gemacht werden. — Dies sind Winke, die uns auf den Gang der Dinge in der Welt leiten. Daher gab man dem Feuer, dem Wasser, dem Sturmwinde, jedem seinen eigenen Gott und Beherrscher und betete ihn an, um seinen Zorn zu stillen. Daher war die Anbetung der Gestirne die älteste und früheste Gottesverehrung unter allen Völkern, und selbst die Gebern und Feueranbeter sind nichts anders, als Anbeter der Gestirne, die sie unter dem Bilde des Feuers verehrten; weil die Sonne durch ihr Licht und ihre Wärme so viele Wohlthaten über die Erde verbreitet.

Führte nicht wahrscheinlich auch der Anblick der Gestirne bey dem reinen, wolkenlosen Himmel Asiens die Menschen, die hauptsächlich von ihren Viehheerden lebten, auf die Erfindung der Astronomie? — Und war die Erfindung eines Calenders und die Beobachtung des Laufes der Gestirne ihnen nicht beym Ackerbau, bey der Viehzucht und Schiffahrt ein Bedürfniß? Selbst die Meßkunst war eine Erfindung, wozu sie die Noth zwang. Denn wie konnten die Aegypter bey der jährlichen Ueberschwemmung ihres Landes durch den Nil nach Ablauf des Wassers ihre Felder wieder ausmessen und in Ordnung bringen? Auch die Mechanik, die Rechenkunst, Baukunst, u. s. w. waren ein Bedürfniß und eine nothwendige Erfindung für die Menschen. Denn wie konnten sie im Handel und Wandel ohne Rechenkunst fertig werden? Wie konnten sie Ackerbau und Viehzucht trei-

ben, ohne Mechanik, ohne Künste und Handwerke zu erfinden? Wie konnten sie sich gegen Wind und Wetter schützen, trocken und bequem wohnen, ihre Vorräthe und ihr Vieh in Sicherheit bringen, vor Schaden und Krankheiten sichern, ohne Baukunst zu verstehen? u. s. w. Oder sollen dieses Alles ererbte und erborgte Künste und Wissenschaften seyn, an deren Erfindung und Uebung der Mensch gar keinen Theil hat? Dies scheint mir eine Ungerechtigkeit gegen uns selbst zu involviren und unser Geschlecht zu sehr herab zu setzen. Dann trauet man ihm offenbar zu wenig zu und macht den Menschen zu einer bloßen Maschine, oder zu einem Nachahmer. —

Wie will man also behaupten, der rechte Gebrauch der Sinne könne uns nicht auf die Erfindung von Künsten und Wissenschaften bringen, die Betrachtung der Natur und ihrer Wirkungen und Erscheinungen wären nicht im Stande uns auf Gott zu leiten und das Bedürfniß sey nicht die Mutter der Cultur? Das Sinnliche und Vernunftmäßige im Menschen läßt sich nicht so genau von einander scheiden, daß man jedem Menschen seine Gränze bestimmen könnte, worüber er nicht kommen dürfte. Durch die Sinne kommen die ersten Begriffe in die Seele und das Bedürfniß zwinget den Menschen, Künste und Wissenschaften zu erfinden. Der Nordamerikanische Wilde ist hiervon der beste Beweis. Hat ihn nicht die Noth gezwungen, allerley nützliche Geräthe, die zur Fischerey und zur Jagd nothwendig erforderlich sind, zu erfinden? Haben ihm nicht die großen Naturscenen seines Landes auf die Erkenntniß und Anbetung des großen Geistes geleitet? Opfert er nicht, wenn er an die Wasserfälle des Niagara kommt, das beste, was er hat, seine Ringe und Tabackspfeife,

dem großen Geiste, der sich in dieser erhabenen Naturerscheinung ihm offenbart, und wirft es zu Bezeugung seiner Ehrfurcht und Dankbarkeit in's Wasser? Oder soll das Alles etwa auch noch ein angeerbtes Gefühl, eine erborgte Einsicht, ein Erbstück aus einer vollkommnern Welt seyn? — Dann könnten die Amerikaner es doch wol schon weiter in den Künsten und Wissenschaften gebracht haben, als sie unsers Wissens gethan haben!

Der Mensch konnte also nach meiner Einsicht durch sich selbst und bloß mit Hülfe seiner Vernunft auf die Erfindung von Künsten und Wissenschaften, auf die Erkenntniß Gottes und seines Willens kommen, ohne von Heroen abzustammen, ohne seine Bildung und Belehrung höhern Wesen zu verdanken, oder sie von seinen Vorfahren aus der Urwelt geerbt zu haben; wenn sich sein Verstand auch mitunter sehr verirrete, oder hier und dort in der Kindheit blieb. Wir sind jetzt der Gottheit noch eben so nahe, wie die Menschen der Urwelt. Wir tragen noch immer das Bild Gottes an uns, so gut wie jene, unsre Vorfahren. Unsre Cultur ist nicht ererbt, überliefert, erborgt; sondern unser selbst erworbenes Eigenthum, eine Folge und Frucht unsrer natürlichen Anlagen und Fähigkeiten. Und noch nach Jahrtausenden wird sich die menschliche Natur eben so wirksam beweisen, als jetzt, ohne zu veralten. —

Wollten wir annehmen, daß das erste Menschengeschlecht, von dem wir die ausgearteten Nachkommen wären, uns in Allem übertroffen habe und daß der Mensch in der Urwelt ein weit höheres Wesen, eine Art von Heros gewesen sey; so müßte man entweder ein-

räumen, daß die Natur ihn gleich von selbst, mit allen seinen Vorzügen, und ohne sein Zuthun dazu gemacht habe; oder man muß zugeben, daß er sich auch Alles, wie wir, zu verdanken gehabt, daß er klein angefangen und sich nach und nach durch Hülfe seiner Vernunft emporgeschwungen habe. Im letztern Falle ist es Eins, wir setzen diesen Hergang der Sache in die Urwelt, oder in die jetzige. Konnte der Mensch der Vorwelt sich durch eigene Kräfte herausarbeiten aus der Wildheit und anfänglichen Rohheit; so konnte auch der Mensch in der jetzigen Welt seine Hülfsbedürftigkeit besiegen und sich immer mehr emporschwingen. — Es scheint mir aber auch nicht einmal wahrscheinlich, daß die Urmenschen uns am Verstande sehr überlegen waren. Denn davon haben wir keine Beweise; da die Werke der Baukunst aus den frühesten Zeiten von Menschen herrühren, die zu unserer Welt schon gehören. Es widerspricht jene Behauptung auch den Gesetzen der Natur, nach welchen sich die Welt und Alles, was darin ist, immer mehr ausbildet und vervollkommnet. Der Urmensch konnte also auch noch nicht so ausgebildet seyn, wie unser jetziges Geschlecht. Er stand vielleicht auf der Stufe, worauf jetzt die Affen im Verhältniß gegen uns stehen. — Es geht Alles stufenweise in der Natur und langsam. Der Mensch mußte sich, so wie sein Wohnplatz, die Erde, selbst durch Hülfe der ihm von der Natur dargebotenen Kräfte und Hülfsmittel, ausbilden. Er sollte Alles durch sich selbst seyn und werden. Sein Anfang war daher dürftig und geringe in Allem, was er gethan hat und geworden ist, in der jetzigen Welt und noch mehr in der Urwelt. Nach und nach schwang er sich empor und wird immer höher steigen mit Hülfe des Göttlichen, was in ihm ist. Man kann und darf

den menschlichen Kräften durchaus keine Schranken setzen. Was ihm jetzt noch unmöglich ist, und wozu wir jetzt nur erst schwache Vorübungen anstellen, das wird ihm in der Folge und nach Jahrtausenden leicht und möglich werden.

Wenn wir auf Werke der Kunst aus den frühesten Zeiten der Welt und des Menschengeschlechts stoßen, wenn wir früh schon Spuren hoher Geistesbildung antreffen, die uns in Erstaunen setzen und uns Bewunderung ablocken; so ist dies noch kein Beweis, daß unser jetziges Geschlecht eine tiefere Potenz eines höhern Geschlechts sey, welches untergegangen. Nein, es ist weiter nichts, als ein Beweis, daß das Menschengeschlecht schon sehr alt ist und sich früh bildete, und uns sogar in manchen Dingen übertraf und überlegen war. Es folgt bloß daraus, daß die ersten und am frühesten gebildeten Nationen in dem Strome der Zeit untergegangen oder zurückgekommen und verwildert sind; die neuen oder jetzt gebildeten Völker aber noch zu jung und neu sind, als daß sie sich schon könnten zu der Höhe von Cultur hinaufgeschwungen haben, auf der die ersten Völker der Erde standen. Die Menschen aus der frühesten Periode scheinen sich mehr auf die bildenden Künste gelegt und darin uns den Rang abgewonnen zu haben; wir aber übertreffen sie in den ernsten Wissenschaften; und sie würden eben so erstaunen, wenn sie unsre jetzigen Fortschritte darin sehen könnten, als wir, wenn wir ihre Bauten betrachten. Jedes Ding hat seine Zeit, und Alles kömmt nach und nach zur Reife und Vollkommenheit. Also ist es auch unmöglich, daß die Entstehung des Menschengeschlechts mit der Bildung und Erfindung der Künste und Wissenschaften und der Errich-

tung und Gründung von Staaten und Reichen Eins sey und Beydes in eine und dieselbe Zeit falle. — Die Erde ist alt genug und das Menschengeschlecht hatte also Zeit genug, sich auszubilden, und von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern zu steigen; wenn es gleich von Zeit zu Zeit wieder rückwärts ging, ohne daß man annehmen darf, es sey gleich vollkommen gebildet auf die Welt gekommen, und die Gründung der Staaten und die Erfindung von Künsten und Wissenschaften sey gleichzeitig mit seiner Entstehung und Beydes nur Eins. —

Man stelle sich nur den Lauf der Natur recht vor und denke sich den Hergang der Dinge und Begebenheiten in der Welt natürlich; so wird man sich den Anfang des Menschengeschlechts nicht so schön und leicht und als ein Schlaraffenleben denken. Ohne Mühe hat der Mensch nichts; Alles, was er hat und ist, ist und hat er durch sich selbst. Und so, wie es jetzt geht, wird es auch wol in der Vorwelt gewesen seyn. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. In den ersten Zeiten nach seiner Entstehung konnte der Mensch freylich noch nicht daran denken, schöne Künste und Wissenschaften zu erfinden und über Gott viel nachzudenken und über die erste Ursache aller Dinge. Er mußte nur dafür sorgen, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen und sich gegen den Angriff der wilden Thiere zu schützen. Die mechanischen Künste und die Gewerbe, welche ihm seine Erhaltung sicherten, waren daher die ersten, welche an die Reihe kamen, erfunden zu werden, z. B. Ackerbau, Fischerey und Jagd, auch Viehzucht. Aber wecken diese Künste und Beschäftigungen nicht auch den Verstand? Treiben sie den Menschen nicht zum Nachdenken und ge=

ben ihm Veranlassung, auch höhere Wissenschaften zu erfinden? — In kältern Regionen, wo der Erdboden undankbar gegen die Bearbeitung des Menschen ist, erhob sich derselbe freylich nur langsam und mühsam mit seinem Verstande bis zu den höhern Wissenschaften und freyen Künsten; er blieb dort bey den Handthierungen stehen, die ihm seine Subsistenz erleichterten. Aber es gab ja in dem warmen und schönen Asien fruchtbare Himmelsstriche, wo es dem Menschen leicht ward, für seine Erhaltung zu sorgen, wo er täglich mit einer Hand voll Reis auskommen kann, seinen Hunger zu stillen und wo ihm fast Alles, was er braucht, von selbst und ohne sein Zuthun zuwächst. In diesen glücklichen Regionen Indiens war es vermuthlich, wo der Mensch zuerst sich mit seinen Gedanken zum Himmel erhob und Musik und Poesie erfand; — wozu er die Anlage schon mit auf die Welt brachte. Die Muße, welche er dort genoß und das milde Klima, erweckten Genies, welche Erfinder der schönen Künste und Wissenschaften wurden, und diese verbreiteten sich von hier aus auch auf die weniger glücklichen und fruchtbaren Gegenden der Erde. Und so wurden denn schöne Künste und Wissenschaften immer mehr angebauet und zuletzt ein Bedürfniß für die Welt. Auch die Religion war nun ein Bedürfniß für den Menschen geworden, wenn sie gleich die Furcht zur Quelle hatte; und die Weisen der Nation suchten sie der Vernunft angemessen zu machen und schieden sie immer mehr von den Schlacken des Aberglaubens und der Unwissenheit, bis ein vernünftiger Deismus oder Naturalismus herauskam. Da nun das Licht der Religion und der Wissenschaften überhaupt in Asien zuerst aufging, (von Amerika wissen wir nichts;) so war auch

für uns Asien die Wiege aller Cultur und Wissenschaften. —

Daß der Mensch von Natur nur auf Brodterwerb denke, und sich damit begnüge, seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, also auch nur solche Künste erfinde, welche dahin abzwecken, seine Subsistenz ihm zu erleichtern, läßt sich im Allgemeinen durchaus nicht behaupten. Hat es nicht von jeher und zu allen Zeiten große Genies gegeben, die sich über das Gewöhnliche erhoben und das Göttliche im Menschen cultivirten, die auf Erfindungen kamen, worüber man in Erstaunen geräth? Hat es nicht zu allen Zeiten große Dichter, Maler, Bildhauer, Tonkünstler gegeben, die ohne Anleitung, ganz durch und aus sich selbst wurden, was sie waren und leisteten? Wer kann dem menschlichen Verstande Gränzen setzen, oder bestimmen, was und wie viel ihm möglich ist? — War es nicht bloß Talent und Naturgabe, die den Homer zu dem machte, was er war, und ihn über alle seines Gleichen erhob? Auch jetzt ist dies noch mit den meisten großen Genies der Fall; sie sind und werden meistentheils durch sich selbst, was sie sind. Ist dieses nun noch jetzt der Fall; warum sollte es nicht auch ehedem so gewesen seyn? Warum sollten wir unsre Talente und Erfindungen für bloß ererbt, erbettelt und für Ueberbleibsel und Bruchstücke aus einer frühern vollkommnern Welt halten; da wir nicht einmal mit Bestimmtheit wissen, ob von der Urwelt sich etwas gerettet hat, das sich auf die Nachwelt fortpflanzen konnte, oder ob nicht fast Alles, was man schon erfunden hatte, bey dem neuen hülflosen Zustande des Menschen, wieder verloren ging? Daß der Mensch schon früh und als er nur einigermaßen seine Subsistenz gesichert sah, anfing,

über Gott und seine Bestimmung nachzudenken und religiöse Betrachtungen anzustellen, das sieht man aus den religiösen Mythen und Gedichten, die wir noch in den heiligen Büchern der Indier, Parsen, Aegypter, Chaldäer, Phönizier und Juden aufbewahrt finden. Sie sind insgesammt Philosopheme von philosophischen Köpfen in der Kinderwelt, als das Menschengeschlecht erst anfing, sich zu bilden. An solchen poetischen und philosophischen Köpfen hat es nie in der Welt gefehlt, die, außer ihrem Brodtstudium oder Gewerbe, auch noch nebenzu sich auf Dinge zu legen pflegen, die mit ihrem gewöhnlichen Thun und Treiben in gar keiner Verbindung zu stehen scheinen. Jeder Mensch hat seine Puppe, womit er spielt und die in müßigen Stunden sein Vergnügen ausmacht. Giebt es nicht unter Menschen aus allen Ständen Mechaniker, Dichter, Maler und Künstler? Giebt es nicht Philosophen im Kittel und auf dem Throne? — Wer kann dem menschlichen Geiste Schranken setzen, und behaupten, er habe nicht durch eigene Kraft auf die Erfindung der höhern Wissenschaften, die nicht auf Brodterwerb Bezug haben, kommen können; die Cultur sey ein erborgter Zustand und ein trauriger Ueberrest von einer ehemaligen, weit vollkommnern Welt? —

Wir brauchen also nicht einmal anzunehmen, daß alle Künste und Wissenschaften aus Bedürfniß entstanden sind, und daß die Noth sie erfunden habe. Wir finden Spuren in der Geschichte, daß das Alterthum sich mit solchen Untersuchungen am meisten beschäftigt hat, welche mit den Bedürfnissen des Lebens nur in einer sehr entfernten Verbindung standen. Es blieben dem Menschen in jenen glücklichen Klimaten des Morgenlandes noch

immer, außer ihren Berufsgeschäften, heitere Augenblicke und müßige Stunden genug übrig, worin der Geist sich zu etwas Höherm erheben und emporschwingen konnte, worin er ein Verlangen fühlte, sich mit etwas Bessern zu beschäftigen, als ihm die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse gewähren konnte. Nicht alle Menschen hatten ja auch nöthig, für ihre Nahrung zu sorgen; ihnen blieb also Zeit genug übrig, auf ihre Geistesbildung zu denken und die Wissenschaften zu cultiviren. Und wenn gleich die Furcht bey schrecklichen Naturbegebenheiten die erste Veranlassung gab, an ein unsichtbares höheres Wesen zu glauben; so konnte doch dieser Glaube in der Folge, als die Menschen in einen gebildetern Zustand übergingen, veredelt und verbessert werden. Wenigstens zwangen die vielen und großen Wohlthaten, welche die Menschen aus der Hand Gottes erhielten, unsere Voreltern, außer dem bösen und fürchterlichen Gott, auch noch einen guten und gnädigen Gott zu verehren. Denn der Dualismus war fast über den ganzen Erdboden verbreitet. Die Erkenntniß Gottes ist überhaupt kein so schweres Problem, als sie in unsern philosophischen Zeiten geworden ist. Sie ist bloß das Resultat der vernünftigen Natur des Menschen, wie wir noch jetzt an den Nordamerikanischen Wilden sehen. Es bedarf durchaus keiner Gelehrsamkeit und hohen Bildung, um einen Gott zu erkennen und zu glauben. Deswegen hatten schon die frühesten Völker der Erde sehr reine und erhabene Begriffe und Vorstellungen von dem höchsten Wesen, wie ihre heiligen Bücher beweisen. Selbst die Mythen der Indier, Aegyptier, Chineser, Mexikaner, Isländer u. s. w. zeugen von reinern Begriffen und von einer bessern Religionserkenntniß, als man jetzt bey ihnen antrifft.

Daß diese Völker jetzt zum Theil Vielgötterey treiben, das kommt daher, weil man die Eigenschaften Gottes personificirte und den Wirkungen und Kräften der Natur eigene Namen gab und sie unter Bildern und Figuren sinnlich darzustellen suchte. Hieraus entstanden die monströsen Götzenbilder der Indier, die, wenn man sie recht zu erklären versteht, alle ihre gewisse Bedeutung und eine sehr vernünftige Tendenz haben. Sie sind bildliche Vorstellungen der Gottheit und ihrer Kräfte und Eigenschaften. Die Vielgötterey entstand auch wol mit daher, weil jede Nation ihre Nationalgottheit verehrte, welche nachher von andern benachbarten Völkern auch aufgenommen wurde, um sie sich nicht zu Feinden zu machen. Selbst der Juden Jehovah war ja anfangs nur eine Nationalgottheit; aber man hielt ihn für größer und mächtiger, als alle andere Götter der Heiden.

Man braucht also nicht anzunehmen, daß die Gründung der Staaten, der Wissenschaften und der Religion gleichzeitig gewesen sey, daß das Menschengeschlecht in der Folge Rückschritte in der Bildung des Geistes gemacht habe, oder die tiefere Potenz eines höhern Geschlechts sey, das durch politische oder philosophische Revolutionen herabsank von seiner Höhe. Zu der Erkenntniß eines Gottes gehört gar nicht so viel Aufwand von Gelehrsamkeit, wie man glaubt und jetzt anwendet, um das Daseyn desselben zu beweisen. Der Wilde und Naturmensch erkennet Gott aus der Natur und durch seine ihm angeborne Vernunft weit leichter und besser, als der gebildete und verfeinerte Mensch, selbst als der Gelehrte. Man gehe nur zu den Wilden in Amerika und höre sie über Gott und die Vorsehung reden; so wird man über ihre gesunden Begriffe und ihr richtiges

Urtheil erstaunen. Man wird bis zu Thränen gerührt werden, wenn man sie von dem großen Geiste, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, reden und ihre dankbaren Gefühle und Empfindungen gegen das höchste Wesen äußern hört. — Eben so war es vermuthlich auch in den frühesten Zeiten, ehe die Menschen so verfeinert wurden, als sie jetzt sind, oder ehe ihre Religion in Bilderdienst überging. Die Begriffe von Gott und die Erkenntniß eines höhern Wesens waren anfangs viel reiner, als sie es in der Folge wurden, da man auf Dualismus, Tritheismus und Polytheismus verfiel. —

Wir haben also nicht nöthig, einen Rückgang der Bildung unsers Geschlechts zuzugeben, unsern Zustand für ein Bruchstück eines mangelhaften Zustandes nach verschwundener Herrlichkeit zu halten, ein goldenes Zeitalter und regna Saturnia zu träumen, um uns den räthselhaften Zustand der menschlichen Cultur zu erklären. Jedes Volk von einiger Bildung hat sein goldnes Zeitalter gehabt und sich überlebt. Daher rühren wahrscheinlich die Fabeln und Dichtungen von den Heroen, den Riesen, den goldnen Zeiten in dem fabelhaften Zeitalter. Der Mensch lobt immer das Vergangene, ist mit der Gegenwart unzufrieden und hofft eine bessere Zukunft. — Dies ist nicht bloß dem einzelnen Menschen eigen, sondern gilt von dem ganzen Menschengeschlechte überhaupt und von allen Völkern der Erde. Daher versetzte man sich bey dem unangenehmen Drucke der Gegenwart in jene glückliche Zeiten der Vorwelt hinein, worin, wie man glaubte, es besser war und man nicht mit so vieler Noth zu kämpfen hatte. Daher verfiel man auf ein tausendjähriges Reich, worin die Saturnia regna, oder das goldene Zeitalter wieder erneuert wer-

den und die jetzigen herrschenden Uebel der Welt verschwinden und Alles neu werden sollte. Schöne und unschuldige Träume, womit sich der Mensch bey seiner Noth tröstete und einwiegte; woraus aber noch nicht folgt, daß sie einmal wahr und in Erfüllung gehen werden! —

Daß es, wie der Verfasser jenes Aufsatzes sagt, so viele wilde, uncultivirte Nationen giebt, die von aller Verbindung mit gebildeten Völkern abgeschnitten, immer auf einem und demselben Punkte stehen bleiben, ohne weiter zu kommen, wenn sie gleich, wie die armen Feuerländer, ihr Elend und ihre Hülfsbedürftigkeit tief fühlen; dieses hat ganz andere Ursachen, als daß wir nöthig hätten, einen Rückfall aus einem vollkommnern Zustande in einen unvollkommnern anzunehmen. Kaltes Klima, unfruchtbarer Boden, Trägheit und Indolenz, Mangel an guten Köpfen und an Verbindung mit andern gebildeten Völkern der Erde und andere Ursachen sind daran unstreitig Schuld. Bleibt nicht auch in unsern aufgeklärten Zeiten der gemeine Mann und der große Haufe noch immer bey seinem Aberglauben und Vorurtheilen, ohne mit dem Zeitalter fortzugehen? — Die Ursache, daß nicht alle Völker der Erde sich bis zu der Höhe unsrer Cultur erheben, z. B. die Afrikaner, die Bewohner des Nord- und Südpols u. s. w., kann auch darin liegen, daß nicht alle Menschenstämme gleich gut und glücklich organisirt sind. Denn offenbar sind die Menschen an Körper und Geistesbildung sehr verschieden und ein Stamm muß dem andern darin nachstehen; wenn wir gleich alle Menschen bleiben und der Cultur fähig sind.

Daß die Chineser, Japaner und andere halb gebildete Völker immer bleiben, was sie sind, kann davon herrühren, daß sie mit keinen andern gebildetern Völkern in Verbindung stehen und der ausländischen Bildung und Aufklärung allen Zugang verwehren. Es kann aber auch davon herrühren, daß manche Nation sich schon überlebt hat, als z. B. die Indier, Perser, Syrier, Aegypter, Griechen und Römer. Jede Nation hat, so wie jeder einzelne Mensch, ihre Zeit der Kindheit, der Jugend, des männlichen und des hohen Alters. Ist die Jugendzeit, oder gar das männliche Alter eines Volkes vorüber; nie wird es zu seiner Jugendkraft und Blüthenzeit zurückkehren. Ist gar das hohe Alter bey demselben eingetreten, hat es sich schon überlebt, so wird keine Macht im Stande seyn, das goldne Zeitalter wieder bey demselben zurück zu rufen. Nur nach Jahrtausenden vielleicht, wenn die Nation erst zum Naturzustande zurückgekehrt ist und wieder Kräfte zu einem bessern Leben und Daseyn gesammelt hat, kann sie wieder vom Schlafe erwachen, oder aus dem Grabe gleichsam auferstehen; so wie die Erde im Winter ruht, oder neue Kräfte sammelt, um im Frühlinge mit neuer Triebkraft von dem langen Winterschlafe aufzuerstehen. In diesem Falle sind die Neugriechen anjetzt, und den Aegyptern kann vielleicht einmal ein ähnliches Glück begegnen. —

Ich kann daher dem Satze nicht ganz beystimmen; es giebt keinen Zustand der Barbarey, der nicht aus einer untergegangenen Cultur herstamme; und der Zustand der Cultur war der ursprüngliche, von einer höhern Hand gewirkte. — Nur von den ehemals gebildeten und von ihrer Höhe herabgesunkenen Völkern gilt dies.

Sie haben sich schon überlebt, oder sind durch politische Revolutionen zurückgekommen und ihrem Untergange nahe gebracht. Die übrigen wilden Nationen, von deren ehemaligen Bildung man keine Spuren findet, sind in ihrem ursprünglichen Naturzustande und auf der niedrigen Stufe der Bildung stehen geblieben, worauf sie sich befinden, und ohne äußerlichen Anstoß und ohne andere, ihrer Bildung günstige Umstände, auch noch lange stehen bleiben werden.

Es ist also kein ererbtes Eigenthum, was wir besitzen, oder gar nur Fragment einer verloren gegangenen Herrlichkeit; nein es ist unser wahres Eigenthum. Freylich mußten wir klein anfangen und hatten nichts ohne Mühe. Aber desto sicherer waren die Fortschritte, die unser Geschlecht in seiner Ausbildung machte. Der Mensch, so verlassen er auch anfangs war, hob sich nach und nach immer mehr empor und überwand endlich glücklich alle Hindernisse, die ihm im Wege standen und sein Emporkommen hinderten. Er ging durch sich selbst aus dem Nichts hervor und war der Schöpfer seiner nachmaligen Größe. Er verdankt alles, was er hat und ist, sich selbst und seinen natürlichen Anlagen und Kräften. Es ist nichts Erborgtes, Angeerbtes, oder aus dem Schiffbruche Gerettetes. — In kältern Regionen, wo er mit mehrern Hindernissen kämpfen mußte, ging seine Ausbildung zwar langsamer und nur kümmerlich von Statten. Die Wissenschaften und das Feld der schönen und bildenden Künste blieb dort unangebauet. Jedoch erhob sich der Mensch allenthalben über seine Halbbrüder, die Thiere, und machte sich die Natur selbst unterthan. Desto glücklicher aber gedieh das Werk seiner Bildung in den wärmern, glücklichern und fruchtba-

rern Erdstrichen Asiens, wo ihm das milde Klima so sehr zu Hülfe kam. Hier raffte sich der Naturmensch schon früh auf, nutzte die vortheilhafte Lage, worin er sich versetzt sahe, und den schönen heitern Himmel, unter dem er wohnte, und lernte die schönen Künste erfinden und liebgewinnen. Und von hier aus verbreitete sich die Cultur nach und nach über den ganzen Erdboden, so weit wir ihn jetzt kennen und die Geschichte reicht. Dies scheint mir der wahre Gang der Bildung unsers Geschlechts zu seyn.

Und wenn gleich die älteste Geschichte auf eine von früherer Höhe herabgesunkene Cultur hinweiset, so wie auf entstellte Reste vormaliger Wissenschaft, und auf Symbole, deren Bedeutung längst verloren scheint; so ist dies kein Beweis von höherer Cultur in der Urwelt und in einem goldenen Zeitalter, welches verloren gegangen ist. Es deutet das höchst wahrscheinlich auf ein schon früher gebildetes Volk, als die Indier sind, hin, das wir nicht mehr kennen, dessen Andenken sich aber noch in jenen bewundernswürdigen Ruinen, die wir in Indien antreffen, erhalten hat; so wie auch in der Sanscrit-Sprache, die längst ausgestorben ist und nur noch in den heiligen Büchern der Braminen sich erhalten hat. Sie war wahrscheinlich die lebende Sprache eines großen Volkes, das lange vor den Indiern blühete, die wir bis jetzt für das älteste gebildete Volk der Erde hielten. Die Hindu's selbst stammen von diesem Urvolke her und haben uns die Tradition von demselben überliefert. Von ihm rührt die Fabel vom goldnen Zeitalter her, das mit ihm unterging und zu dem sich die Nachkommen in Hindostan nie wieder erheben konnten; die also freylich nur Symbole, deren Bedeutung längst ver-

loren gegangen, und entstellte Reste vormaliger Wissenschaft aufzuweisen haben und deren Land noch die bewundernswürdigen Denkmäler ehemaliger Kunst und Macht enthält, welche nachzuahmen die Nachkommen viel zu schwach und unvermögend sind. —

Zwar reichen wir hierbey nicht mit unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung zu; allein dies thut der Wahrheit keinen weitern Eintrag, da es so gut, als erwiesen ist, daß das Menschengeschlecht viel älter ist, als man zeither geglaubt hat. Es ist wol nicht mehr zu bezweifeln, daß es schon vor unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung große, blühende Staaten gegeben hat, von denen die Geschichte nichts weiß, davon wir aber noch Spuren in alten Denkmälern, Sagen und Mythen der Indischen und Parsischen Geschichte finden, die nur von Schlacken und Zusätzen gereinigt werden müssen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen.[1] Künste und Wissenschaften haben also in Asien schon viel früher geblühet, als man zeither gewußt hat. Große Reiche und Staaten sind untergegangen und schon vor vielen Jahrtausenden von der Erde verschwunden, von denen die Geschichte nichts sagt, weil es damals noch keine Geschichte gab, oder weil sie nicht auf die Nachwelt gekommen, oder nur in Mythen sich erhalten hat. Durch den Untergang dieser schon früh blühenden Staaten erlitten nun auch die Wissenschaften und schönen Künste einen großen Stoß und gingen zum Theil ganz verloren. In diesem Betracht ist es also wahr, daß unsre jetzige Cultur nur Ueberbleibsel einer ehemaligen hohen Bildung ist, und daß die nachher eintretende Barbarey aus einer untergegangenen Cultur herstammt. Aber es ist dies nichts Neues in der Welt und schon mehrere Male der Fall

gewesen. Das Menschengeschlecht erhebt sich immer von neuem durch seine eigene innere Kraft. Ein Volk zündet sein Licht an dem eines andern an; eins wird durch das andere gebildet, indem es in seinen Wirkungskreis gezogen wird. Und dadurch gewinnen die Wissenschaften eher, als daß sie verlieren. Die neuen Völker, welche die Wissenschaften liebgewinnen, kennen lernen und anbauen, haben noch mehr innere Kraft, leben noch in dem jugendlichen oder männlichen Alter; statt daß jene, von denen sie ihre Cultur erbten, schon das Greisesalter erreicht hatten. Sie können also auch das Feld der Wissenschaften mit jugendlicher Kraft anbauen und neue, große und nützliche Erfindungen machen, worauf jene nicht gekommen wären. Der stufenweise Gang der Natur in der Vervollkommnung des Menschengeschlechts offenbart sich auch hierin. Die Wissenschaften sind dadurch zu unserer Zeit auf einen Grad der Höhe gestiegen, den sie noch nie erreicht haben, so lange die Welt steht. Unsre jetzige Cultur ist gewiß größer, als die der Vorwelt, wenn wir dieser auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir haben in unsern Zeiten das Feld der Wissenschaften so erweitert und sind auf Entdeckungen geleitet, davon die Vorwelt nichts ahnete und worüber sie in Erstaunen gerathen würde, wenn sie dieselben kennen lernen könnte. Bloß in den bildenden Künsten haben unsre Vorfahren einen Vorsprung; besonders was das Kolossale und den Geschmack betrifft.

Hieraus folgt denn, daß unser Geschlecht nicht die tiefere Potenz eines höhern, durch politische und physische, über unsern Erdboden verhängte Revolutionen herabgesunkenen Geschlechts ist. Zu Zeiten mag dieses der Fall gewesen seyn; aber immer erhob sich das Men-

schengeschlecht wieder von seinem Falle; wozu es freylich hier und da des äußerlichen Anstoßes und der Hülfe anderer Völker bedurfte, die schon weiter in der Bildung gekommen waren. Aus Indien verbreitete sich das Licht der Wissenschaften über ganz Asien und Aegypten, von hier aus über Griechenland, Rom und Deutschland. Das Licht, wenn es erst einmal scheinet, kann nicht wieder erlöschen; es verbreitet seinen Schein über alle nachkommende Generationen. Die Wissenschaften, wenn sie gleich von Zeit zu Zeit verschwinden und in Abnahme gerathen, werden sich doch nie ganz wieder von der Erde verlieren. Sie werden immer von neuem aufblühen, ein Volk nach dem andern in ihren Wirkungskreis ziehen, immer höher steigen und nach und nach das ganze Menschengeschlecht an ihren Wohlthaten Theil nehmen lassen; wozu aber natürlich viele Jahrtausende erforderlich sind. —

Der Mensch ist also in der That noch jetzt, was er seyn soll. Sein Zweck ist nicht verfehlt. Er steht auf der Stufe der Vollkommenheit, auf der er stehen kann und soll; und es ist nicht gegründet, daß er nach seinen herrlichen Anlagen und nach so vielen dringenden Auffoderungen nie das wird, was er seyn könnte und sollte. Seine Würde ist nicht erbettelt, erborgt, angeerbt, sondern selbst erworben und durch eigene Kraft behauptet. Von Natur brachte er nichts weiter, als Anlagen dazu, mit auf die Welt. Aber er nutzte diese Anlagen zu seinem Vortheile und zeigte dadurch, was menschliche Kräfte, wenn sie zweckmäßig angewendet werden, vermögen. Und wenn das Menschengeschlecht auch hier und dort noch sehr geringe Fortschritte in der Bildung gemacht hat; so ist das entweder eine Folge von

Rückschritten, die es gethan, oder der glückliche Zeitpunkt zu seiner höhern Ausbildung ist noch zu erwarten. Es kommt hier auf ein Paar tausend Jahre mehr, oder weniger, nicht an. In jenem Falle wünschen sich die Menschen das verlorne Paradies, oder das goldene Zeitalter wieder zurück und denken mit Wehmuth an die glücklichen Zeiten, worin ihre Voreltern lebten. Die regna Saturnia sind für sie dahin. — Sie hoffen vergeblich auf die Wiederkehr aller Dinge, auf die Rückkehr des goldenen Zeitalters, auf das tausendjährige Reich, von dem die ersten Christen träumten. — Im andern Falle, worin die noch ungebildeten Nationen sich befinden, ist der Wunsch und das Streben nach höherer Glückseligkeit und größerer Vollkommenheit, eine natürliche Folge des dem Menschen angebornen Triebes, seinen Zustand immer mehr zu verbessern. Dieser Trieb, der jedem Menschen natürlich und zum Bedürfniß bey ihm geworden ist, gereicht ihm zum großen Nutzen und treibt ihn an, sich von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern zu erheben. Daher wird das Menschengeschlecht auch nie ganz herabsinken; sondern sich immer von neuem durch eigene Kraft erheben und vielleicht einst zu einer Höhe von Vollkommenheit steigen, davor uns jetzt schwindelt. — Und in so fern wird die Hoffnung einer bevorstehenden Rückkehr des goldenen Zeitalters in der letzten Vollendung, die allen Religionen zum Grunde liegt, in Erfüllung gehen. —

IX.

Woher kommt die Aehnlichkeit zwischen den Amerikanischen und Asiatischen Kosmogonieen, Thierkreisen, Calendern, Sagen und Mythen?

Herr von Humbold macht in seiner Reise nach Südamerika aufmerksam auf die Aehnlichkeit, welche er bey den dortigen Völkern in Ansehung der Kosmogonieen, Thierkreise, Zeitrechnung u. s. w. mit dem kosmologischen und chronologischen Systemen der Orientaler gefunden hat. Es ist auch diese Aehnlichkeit in manchen Punkten nicht zu verkennen und auffallend. Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß er hier und da zu weit geht und Aehnlichkeit in Dingen findet, die gar nichts mit einander gemein haben, oder bey denen die Uebereinstimmung wenigstens sehr gesucht ist. Er will zugleich hieraus auf die Abstammung der Amerikaner von orientalischen Völkern schließen, worin ihm viele beystimmen; wenn gleich

dieser Schluß, daß, wenn Völker in verschiedenen Welttheilen in dieser und jener Sache Aehnlichkeit mit einander haben, sie einerley Ursprungs seyn müssen, noch nicht vollkommen richtig ist. Es giebt gewisse anthropologische Aehnlichkeiten unter den Menschen, die alle Völker mit einander gemein haben. Und es ist natürlich, daß einerley Boden und Klima, einerley Organisation und Anlagen, auch einerley Erfindungen, Kunstprodukte und Ergebnisse hervorbringen müssen.

Ich will indessen nicht im Allgemeinen in Ansehung dieser Behauptung stehen bleiben, sondern zugleich in's Einzelne gehen, und die Daten prüfen, die Herr von Humbold in seiner schönen Reisebeschreibung angiebt, um zu sehen, ob die Aehnlichkeit, die er in dieser Hinsicht zwischen beyden Welttheilen findet, so groß ist, als er behauptet, oder ob sie gar überall zwischen beyden zu finden ist.

Die erste Aehnlichkeit findet er in dem Calender, oder dem chronologischen Systeme beyder Völker.

„Die Mexikaner“ heißt es in der Recension seines Buches, „hatten einen bürgerlichen und einen Ritual-Calender. Jener hieß Tonalpohualli, die Berechnung der Sonne, dieser Meztlapohualli, Berechnung des Mondes. Das bürgerliche Jahr war ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Es hatte 18 Monate und jeder derselben 20 Tage. Nach Verlauf der 18 Monate, oder 360 Tage, fügte man fünf Ergänzungstage hinzu. Der bürgerliche Tag begann mit Aufgang der Sonne und hatte acht Zwischenzeiten, deren vier, nämlich der Aufgang, der Untergang und die beyden Durchgänge der Sonne

durch den Meridian, eigene Namen führten. Jeder Monat zerfiel wieder in 4 kleine Perioden von 5 Tagen. Die Woche von 7 Tagen scheint kein einziges Volk des neuen Continents gekannt zu haben. Dreyzehn Jahre machten einen Cyclus, genannt Izalpilli, vier Izalpilli eine Periode von 52 Jahren, Xiuhmolpilli, Verknüpfung der Jahre, und zwey dieser Perioden ein Alter, Gehuetititzli. Den scharfsinnigen und mühsamen Untersuchungen des Herrn Gama zufolge, welche Herr von Humbold zur Grundlage der seinigen gemacht hat, endigte das bürgerliche Jahr der Tulteken und Mexikaner am Schlusse der Periode Xiuhmolpilli jedesmal zur Zeit der Wintersonnenwende. Im ersten Jahre desselben entsprachen die fünf Ergänzungstage dem 4, 5, 6, 7, und 8ten Januar. Weil sie aber die Intercalation immer nur am Schlusse eines ganzen Xiuhmolpilli machten: so ging der Anfang des Jahrs alle 4 Jahre um einen Tag, und am Ende der ganzen Periode um 12 bis 13 Tage zurück. Der letzte Ergänzungstag im letzten Jahre derselben traf also mit dem 26sten Dec. zusammen. Indem jedoch diese fünf Ergänzungstage für unnütz und für unglücklich gehalten wurden: so nahm man den Tag des Winter-Solstitiums, oder den 21sten Dec., für das Ende des Xiuhmolpilli an." —

„Den Ritual-Calender brauchten die Priester und zwar nur diesen allein. Er enthielt eine gleichförmige Reihe kleiner Perioden von 13 Tagen, welche für halbe Mondesläufe (demi-lunaisons) gehalten werden können. Ein Mondenjahr darf man aber nicht in dieser Reihe kleiner Cyclen suchen. Die Zahl 13 diente, die Uebereinstimmung zwischen dem bürgerlichen und Ritual-Almanach zu erhalten. Ein bürgerliches Jahr von 365

Tagen hatte einen Tag mehr, als 28 dreyzehntägige Perioden. Dieser überzählige Tag formirte am Ende einer Periode Izalpilli eine vollständige kleine Periode und ein ganzes Izalpilli hatte also etwa so viel Wochen von 13 Tagen, als das Jahr bürgerliche Tage. Ein Jahr des Ritual-Almanach's hatte 20 dreyzehntägige Perioden, oder 260 Tage und also 52 fünftägige Perioden. Ein Xiuhmolpilli, oder Cyclus von 52 Jahren, umfaßte 1460 dreyzehntägige Perioden und mit den 13 Schalttagen 1461." —

„Die Jahre des Cyclus Xiuhmolpilli unterschieden die Mexikaner niemals durch fortlaufende Zahlen; sondern sie setzten der Zahl des Jahrs eines Cyclus Izalpilli in fortgehender Ordnung eines der vier Zeichen folgender periodischer Reihe bey: Tochtli, Kaninchen oder Hase, Acatl, Rehe, Tecpatl, Kiesel, Call, Haus. Denkt man sich nun einen Cyclus Xiuhmolpilli in seine 4 Izalpilli, oder dreyzehnjährigen Perioden getheilt und die Zeichen der erwähnten periodischen Reihe, den darin enthaltenen Jahren beygefügt: so findet sich, daß kein Izalpilli mit denselben Zeichen beginnen kann; daß ein Zeichen, mit welchen er anfängt, ihn auch beschließen muß, und daß dasselbe Zeichen niemals derselben Zahl angehören kann. Auch für die Tage hatte man ähnliche und noch dazu doppelte periodische Reihen. — Die Intercalation der Mexikaner, durch welche sie die Irrthümer ihrer Chronologie vermeiden konnten, war, da sie ein Sonnen- und kein Mondjahr hatten, einfacher, als bey Griechen und Römern, vor der Einführung des Meridians. Sie vernachlässigten die Intercalation, bis die überzähligen Stunden eine kleine Periode von 13

Tagen bildeten, die am Schlusse einer Xiuhmolpilli eingeschaltet wurde.“ —

„Bey Darstellung der Methode, nach welcher die Jahrescyklen der Mexikaner durch periodische Reihen bestimmt wurden, erwähnt Herr von Humbold S. 148 u. s. w. die aus fünf kleinen Perioden von 12 Jahren zusammengesetzten Jahrescyklen der Chineser, Japaner, Calmucken, Mantschu und anderer Tatarischer Horden. Der Geist dieser Methoden in der Chronologie der Mexikaner und der erwähnten Asiatischen Völker scheint derselbe zu seyn, ja, der Vortheil der Simplicität ist sogar auf der Seite des Amerikanischen Volks. Aber auch ein großer Theil der Namen, mit welchen dasselbe die 20 Tage seiner Monate bezeichnete, soll mit den Zeichen eines im entferntesten Alterthume bey den Völkern des östlichen Asiens gebräuchlichen Thierkreises übereinstimmen. Der Raum verbietet, die auf ein tiefes Studium der alten Astronomie gegründeten und mit dem größten Scharfsinne durchgeführten Beweise für diese Behauptung hier anzugeben. Wirklich verschaffen sie der durch das ganze Werk angenommenen Hypothese, die Talteken, die Atzteken und andere Amerikanische Völker, als Stämme von Tatarischer oder Mongolischer Abkunft darzustellen, ein bedeutendes Gewicht. Dem Recens. war es eine höchst erfreuliche Erscheinung, diesem, zur Zeit noch unversuchten Wege, der Verwandtschaft der Völker durch die Uebereinstimmung in den Grundsätzen über die Zeitrechnung, welche ihrer Natur nach die Resultate einer sehr langsamen und merkwürdigen Entwickelung des menschlichen Geistes gewesen seyn müssen, und wenn und wo sie einmal gefunden waren, gewiß mit der größten Sorgfalt bewahrt wurden, auf die Spur zu kom-

men, hier mit eben so viel Eifer, als Glück, betreten zu sehen. — Auch die Kalmücken und Siamesen haben dieselben Zeichen des Thierkreises, wie die Tataren, Tibetaner, Sinesen und Japaner. Man findet die Namen derselben in Müller's Sammlung russischer Gesch. B. IV. S. 334. und in Kämpfer's Beschreibung von Japan (Ausg. von Dohm. Th. I. S. 52); und es ist bey dieser gänzlichen Uebereinstimmung sehr natürlich, sie unter den Gründen für die Abkunft dieser Völker von einem Urvolke mit geltend zu machen. Ob nun aber auch die weit geringere Uebereinstimmung zwischen dem Mexikanischen und Tatarischen Thierkreise, die sich höchstens auf 6 gleiche Zeichen reducirt, zu demselben Verfahren, zu denselben Schlüssen berechtigen darf, wagt Recens. nicht zu entscheiden. — Freylich ist es oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, bey Nachforschungen über gemeinschaftlichen Ursprung und alte Verbindungen der Völker, die in dem Wesen des menschlichen Geistes gegründeten Aehnlichkeiten, man mögte sie die anthropologischen nennen, von den genealogischen, oder auf einer und derselben Tradition beruhenden, zu unterscheiden. Jene sind natürliche, diese entscheidende. Sehr natürlich scheint es zu seyn, daß die frühesten Volksstämme den Constellationen die Namen solcher Thiere beygelegt haben, welche beständige Gegenstände ihrer Wünsche und Bestrebungen, oder ihrer Furcht sind. Dann ist es aber ganz zufällig, daß sie zum Theil dieselben wählten; um so mehr, da diese Wahl offenbar zuweilen durch, an gewisse Jahreszeiten geknüpfte und von ihnen unabhängige Zustände oder Aeußerungen dieser Thiergattungen bestimmt wurde. Unter den gemeinschaftlichen Zeichen dieses Mexikanischen und Tatarischen Thierkreises befinden sich Tiger und Affe. Weil nun diese beyden

Thiere weder in der Tatarey, noch in den Gegenden von Nordamerika, aus welchem die Mexikaner nach Anahuac, und zwar schon im Besitz ihrer Zeitrechnung wanderten, existiren; so sollen diese Völker auf einem Punkte des alten Continents entsprungen seyn und von da diese Zeichen mitgenommen haben. — Für ausgemacht ist es anzunehmen, daß das chronologische System der Atzteken oder der Mexikaner ganz ein und dasselbe mit dem der Talteken gewesen ist. Von den Atzteken scheint es gewiß zu seyn, daß sie es schon auf der Wanderung nach Anahuac besaßen. Damit ist aber noch gar nicht entschieden, daß auch die Tulteken es mit dahin gebracht haben. Eben so gut kann es erst in diesem Lande, entweder als Resultat eigener Beobachtungen, oder als Erbschaft von einem schon vor ihnen in demselben wohnhaften Volke, von ihnen vestgesetzt oder angenommen worden seyn. Sowol Affen als Tiger sind in den westlichen und südlichen Landstrichen Anahuacs zu finden; und es bedarf also keiner Abkunft aus dem südlichen Asien, um zu erklären, wie die Atzteken zu diesen Zeichen gekommen sind. Daß sie dieselben schon vor der Ankunft in Anahuac hatten, ist ein Beweis für die ohnedies große Wahrscheinlichkeit, daß nicht alle Verbindung zwischen ihnen und den Talteken abgeschnitten war, als diese in Anahuac herrscheten, und daß wenigstens mittelbar manches von den Erfindungen und Kenntnissen dieses sinnreichen Volkes bis zu ihnen gelangt ist.“ *) —

Ich habe diesen Auszug aus des Herrn von Hum-

---

*) Allg. Litt. Zeit. Jena. 1812. Nro. 251. 252.

bold's Reise in der Jen. Litt. Zeit. wörtlich hierher gesetzt, um den Leser in den Stand zu setzen, gehörig über die Sache urtheilen zu können und weil der Rec. zugleich sein Urtheil beygefügt hat, dem ich völlig beystimme. Die Aehnlichkeit der Zeitrechnung zwischen den Amerikanischen und Asiatischen Menschenstämmen ist in einigen Punkten da; aber in andern wieder nicht und die Sache bleibt also noch problematisch.

Die zweyte Aehnlichkeit findet Herr von Humbold in den Kosmogonieen, besonders der periodischen Zerstörungen und Wiederherstellungen des Universums.

„Unter den Zügen von Aehnlichkeit," heißt es ferner in dem angeführten Stücke der Allg. Litt. Zeit., „zwischen den Monumenten, Traditionen und Gebräuchen der Völker Asiens und Amerika's scheint Herrn von Humbold derjenige, welchen die Aztekische Mythologie in der kosmogonischen Fiktion der periodischen Zerstörungen und Wiederherstellungen des Universums darstellt, vorzüglich merkwürdig. Das Original der hier mitgetheilten Zeichnung findet sich in dem im Jahre 1566 von dem Dominikaner-Mönch Pedro de los Rios copirten Cod. Vatican. Nro. 3738. Sie ist um so schätzbarer, weil sie eines jeden Alters Dauer durch Zeichen angiebt, deren Werth uns unbekannt ist. Herr von Humbold ordnet die vier Weltalter aus guten Gründen folgendermaßen: Erster Cyclus, Dauer 13 X 400 X 6 = 5206 Jahre. Das Alter der Erde, auch das Alter der Riesen. Die Olmeken und Xicalanken, zwey sehr alte und noch vor den Talteken blühende Völker, sollen bey ihrer Ankunft in den Ebenen von Tlaskala noch Riesen gefunden haben. — Am Ende dieses Alters vertilget eine

allgemeine Hungersnoth die ersten Menschen. — Zweyter Cyclus, Dauer 12 X 400 + 4 = 4804 Jahre. Das Alter des Feuers. Xiuhteutli, der Gott des Feuers, kommt auf die Erde. Um der allgemeinen Feuersbrunst zu entgehen, werden die Menschen in Vögel verwandelt. Nur ein Paar rettet sich in eine Höhle. — Dritter Cyclus, Dauer 10 X 400 + 10 = 4010 Jahre. Das Alter des Windes. Ungeheure Stürme tödten die Menschen, deren einige in Affen verwandelt werden. Vierter Cyclus, Dauer 10 X 400 + 8 = 4008 Jahre. Das Alter des Wassers. Die Menschen sterben durch eine große Ueberschwemmung, sie werden Fische und nur ein Paar rettet sich in einem Kahne.“ —

„Nach einem andern Systeme beträgt die Dauer aller 4 Alter zusammen nur 1417 Jahre und zwar die des ersten 13 X 52 = 676, des zweyten 7 X 52 = 364, des dritten 6 X 52 = 312, und des vierten 1 X 52 = 52 Jahre. Die Katastrophen der verschiedenen Weltalter werden von den Spanischen Geschichtschreibern übereinstimmend ausgegeben; wegen der Ordnung aber, in welcher dieselben auf einander folgen, sind die Meynungen verschieden. Die hier angegebene Ordnung hat darin Unrecht, daß sie das Alter des Feuers zum zweyten macht, da es doch das vierte und letzte seyn muß. Es war nämlich eine allgemein gültige Vorstellung bey den Mexikanern, daß der Gott des Feuers dem vierten und letzten Weltalter ein Ende machen würde. Man widmete ihm deshalb eine ganz ausgezeichnete Verehrung und jedesmal am Schlusse einer Periode von zwey und funfzig Jahren beging man in der Erwartung der von ihm abhängigen Zerstörung der Welt das vornehmste und wichtigste aller religiösen Feste.

Mit Gomara fünf solche Zeitalter anzunehmen, und die vier genannten für schon vergangen zu halten, mögte aus mancherley Gründen und unter andern darum nicht zweckmäßig seyn, weil die Vierzahl derselben gewiß nicht zufällig den vier dreyzehnjährigen Perioden des Cyclus Xiuhmolpilli, den vier Jahreshieroglyphen, mit welchen man auch die vier Elemente, Erde, Wasser, Luft und Feuer, anzudeuten pflegte, den vier benannten Zwischenzeiten des bürgerlichen Tages, den vier Himmelsgegenden u. s. w. entspricht. Die Aehnlichkeit des Aztekischen Mythus von den vier Weltaltern mit den Indischen ist also doch wol nur eine anthropologische in oben angegebenem Sinne. — Ein erweislicher Irrthum aber ist die Seite 210 als allgemein gültig aufgestellte Behauptung: Dans le systême des Hindoux les âges, ou gougas, se terminent tous par les inondations. — Denn nur einige Sastras, oder heilige Schriften der Indier, sind dieser Meynung. Nach dem, von Herrn Lard in Relig. of Banians mitgetheilten und daraus in Majers Allg. mythol. Lexicon im Art. I. Th. II. S. 471 seq. aufgenommenen Auszuge eines Sastra, endigte das erste Weltall durch eine große Wasserfluth; das zweyte durch ungeheure Stürme; das dritte, indem die Erde sich aufthat und die Menschen verschlang; das vierte wird durch Wasser und dann durch Feuer beschlossen.“ —

Der Rec. hat schon mehr als hinlänglich gezeigt, daß auch diese Aehnlichkeit beyder Welttheile in Ansehung der Weltschöpfungen und Zerstörungen nicht so groß ist, als der Verfasser sie macht, und ich habe also nicht nöthig, noch viel hinzuzusetzen, um dieses zu beweisen.

Die Völker aller Zonen und Zeiten haben, wenn sie aus dem Zustande der Rohheit in den der Gebildeten übergingen, über das Entstehen und den Untergang der Welt nachgedacht. Daher die vielen Kosmogonieen, Geogonieen und Vorherverkündigungen vom bevorstehenden Untergange der Erde schon in den frühesten Zeiten! Man nahm dabey die Trümmer der ersten Perioden unsers Erdballs, die Jedermann vor Augen lagen, zu Lehrern an und schloß daraus auf die Entstehung der Erde und die Dauer ihrer verschiedenen Perioden. Man achtete auf die Wirkungen der Elemente und sah ihre Zerstörungen mit Augen. Man nahm endlich die Traditionen der Vorfahren und anderer alten Völker zu Hülfe und bauete auf alles dieses Systeme von Weltschöpfungen und Zerstörungen. Aber wir können daraus auf keine wahre Geschichte schließen, noch eine Zeitrechnung darauf bauen. Es sind bloß Fictionen, Mythen, Philosopheme denkender Köpfe unter den ersten Völkern der Erde. Und da die Einsichten ihrer Erfinder noch sehr schwach gegen die Kenntnisse unserer Zeiten waren; so mußten auch ihre Systeme, die sie darauf baueten, natürlich noch sehr unvollkommen seyn. Alle diese Systeme mußten auch eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben, weil die Einsichten ihrer Verfasser auf der Stufe der Cultur, worauf sie standen und mit der unsern verglichen, noch sehr unvollkommen und sich ähnlich waren.

So groß aber auch diese Aehnlichkeit seyn mag, so läßt sich aus obigen angeführten Gründen doch nicht auf eine und dieselbe Quelle ihres Ursprungs schließen; oder gar daraus beweisen, daß Völker in zwey verschiedenen Welttheilen, welche durch weite Strecken und große Meere von einander getrennt sind, von einander

abstammen müssen, weil sie in ihrer Zeitrechnung mit einander übereinstimmend, oder ähnliche Mythen, Sagen und Kosmogonieen haben. —

Indessen will ich es doch nicht ganz ableugnen, daß nicht Zeitrechnungen, Calender und kosmogonische und astronomische Systeme von einem Volke der Erde und aus einem Welttheile in den andern übergegangen seyn sollten. Und das aus folgendem Grunde: Indien ist die Wiege der Cultur, woher Afrika und Aegypten, und selbst Europa und Amerika wahrscheinlich ihre Künste und Wissenschaften geholt haben. Diese kamen nach und nach und in einem langen Zeitraume von Jahrhunderten, durch Völkerwanderungen, Kriege und Heereszüge von Asiatischen Völkern, Handel und Reisen, in fremde Länder und verbreiteten sich dadurch über die ganze Erde, in einem Welttheile mehr, in dem andern weniger, je nachdem die Bildsamkeit seiner Einwohner groß oder geringe war, oder die Hindernisse der Communication beyder Theile leicht oder schwer, oder gar nicht zu überwinden waren. Nichts ist also natürlicher zu erklären, als die Aehnlichkeit der Völker und ihrer Kenntnisse in den verschiedenen Weltgegenden, und wir brauchen die Abstammung aller Menschen aus einem einzigen Paradiese in Asien nicht als unbedingt nothwendig deshalb anzunehmen.

Daß aber solche Heereszüge, Völkerwanderungen und Eroberungen Asiatischer Völker in Amerika Statt gefunden haben, davon giebt die Geschichte manche unleugbare Winke. Sie sagt uns, daß, als ein Stamm der Mongolen, in den Hunnen, sich nach Abend wandte und Europa überschwemmte, ein anderer sich

nach Norden ausbreitete und dadurch große Bewegungen in Ostasien verursachte und die große Chinesische Kaiser-Dynastie umstürzte. Wahrscheinlich drang diese Colonne selbst bis nach Amerika vor, oder zwang die benachbarten Völker, welche schon einige Cultur besaßen, über die Behringsstraße, oder auf einem andern, uns unbekannten Wege die neue Welt aufzusuchen und daselbst ihre Sitten, Gebräuche, Künste und Wissenschaften zu verbreiten, wie die Europäer in unsern Zeiten thun und gethan haben. —

Hiermit stimmen auch selbst die amerikanischen Annalen überein. Die Mexikaner nämlich hatten Jahrbücher, welche 850 Jahre vor Cortes hinaufgehen. — Der Atzteken Annalen fangen aber erst vom J. 1091 nach Christo an. Die Tulteken haben im J. 648 bey ihrer Einwanderung Malereyen mitgebracht, wonach sie ihr, uns unbekanntes Vaterland ums J. 544, als der Sturz der chinesischen Kaiser-Dynastie große Bewegungen in Ostasien verursachte, verlassen. Die amerikanische Geschichte sagt, daß einst weiße, bärtige Männer in ihr Land gekommen seyen, die ihnen Gesetze, Sitten und Gebräuche, Künste und Wissenschaften mitgebracht und also Cultur dort verbreitet hätten. Von dieser Nation, sie heiße nun, wie sie wolle, rühren also vermuthlich die astronomischen, chronologischen und kosmogonischen Kenntnisse, Thierkreise und Calender zum Theil her, welche die Amerikaner mit den Asiaten gemeinschaftlich, oder ihnen nachgebildet haben.

Es lassen sich also beyde Meynungen füglich vereinigen, daß die Amerikaner ihre Künste und Wissenschaften aus Asien zum Theil geholt haben, und doch

nicht aus diesem Welttheile selbst herstammen. Das Räthsel, warum die Amerikanischen und orientalischen Kosmogonieen und Zeitrechnungen große Aehnlichkeit mit einander haben, ist dadurch mit einem Male gelöset. Die eine Nation und der eine Welttheil hat sie von dem andern im Laufe der Zeit und der Jahre erborgt, verändert und verbessert. Indessen ist nicht zu leugnen, daß man auch auf der andern Seite zu weit gegangen ist und zu viel Aehnlichkeiten gefunden hat. Vieles von jenen Dingen ist auch eigene Erfindung und Amerikanisches Produkt; wenn man gleich dieses nicht einsehen will und aus Liebe für den Glauben an das Mosaische oder Indische Paradies, Aehnlichkeiten gefunden hat, wo keine sind, oder sie in Dingen sucht, die bloß menschlich und allen Völkern gemein sind, und sobald diese eine gewisse Stufe der Bildung erreicht haben, erfunden werden.

X.

Neueste Entdeckungen von menschlichen Gerippen aus einem sehr frühen Zeitalter.

Ich fahre fort, die neuesten Entdeckungen in diesem Fache hier zu liefern, wie sie mir bekannt werden. Diese Entdeckungen bestehen in Gräbern, die man tief unter Moorboden, oder auf dem Boden der Urwelt und in unterirdischen Höhlen, auch im Lettendache über den Braunkohlen-Lagern gefunden hat. Zwar waren diese Skelette nicht versteinert; sondern durch Luft, oder durch die besondere Eigenschaft des Torfmoors, die Körper lange zu conserviren, vor dem Zerfallen bewahrt. Da sie aber zum Theil unter dem Torf, auf dem sandigen Boden der Urwelt gefunden wurden; so gehören sie wenigstens in ein sehr frühes Zeitalter, wenn man diese ehemaligen Menschen auch nicht zu eigentlichen Präadamiten machen will.

Die erste Entdeckung dieser Art machte man vor kurzem in Ostfriesland und ich habe die Beschreibung derselben schon in diesem Theile meiner Schrift aus dem Morgenblatte umständlich mitgetheilt. Einen Auszug daraus findet man in der Berliner Zeitung von Haude und Spener von 1818. Ich will die Worte des Erzählers, mit seinem darüber gefällten Urtheil, hier hersetzen, weil mir die Sache von Wichtigkeit zu seyn scheint und um das Urtheil des Verfassers zu prüfen.

„Daß thierische Körper," heißt es, „sich öfters in Mooren lange erhalten, ist bekannt und aus den harzigen Bestandtheilen der im Grunde liegenden Bäume leicht zu erklären. Auch im Jul. 1817 fand man bey Friedeberg in Ostfriesland, in der Tiefe des Torfbodens ein Gerippe, queerüber mit starken eichenen Pfählen niedergehalten. Das Gewand bestand aus groben härnen, nicht gewebten, sondern gefilzten Zeuge ohne Näthe und Knöpfe, bloß mit Hals- und Armlöchern, aus Beinkleidern, durch einen Riemen bevestigt und die Fußbekleidung aus einem Stücke ungegerbter Haut, woran noch röthliche Kuhhaare zu sehen waren. Von den Zehen an gingen über den Fuß hinauf, Löcher mit einem Riemen zum Zuziehen, und jedem Loche gegenüber stand ein ausgeschnittener kleiner Stern mit einer Rundung umgeben, und mit sauberm, geschmackvoll ausgeschnittenen Laubwerke in Verbindung." —

„Da das Gerippe auf dem Muttersande gefunden wurde, so beweiset dieses, daß der Körper schon vor Entstehung des Hochmoors dahin gelegt ward, und folglich schon sehr alt sey. Daß er aber," setzt der Referent hinzu, „wie angegeben wird, mehr als 2000 Jahre

alt sey, ist denn doch aus dem Daseyn des ihn deckenden Moores wol zu rasch gefolgert; da das Entstehen desselben in dem niedrigen, den Ueberschwemmungen des Meers ehemals völlig preisgegebenen Lande, wol in kürzerer Zeit bewirkt werden konnte. — Denn selbst die vorgefundenen Bäume brauchen nicht an Ort und Stelle gewachsen, sondern sie können Treibholz seyn, das man ja auch in den ganz waldlosen Eisgegenden in Fülle antrifft.“ *)

Der Referent ist, wie man aus dieser Nachricht sieht, mit dem Erzähler dieses Vorfalls im Morgenblatte nicht einerley Meynung, daß nämlich dieser Körper mehr, als 2000 Jahre alt seyn müsse; und glaubt, dieses Alter sey aus dem Torfboden, der ihn deckte, zu rasch geschlossen, weil der Torf sich in kürzerer Zeit angesetzt oder erzeugt haben könne. Auch brauchten die daselbst gefundenen Bäume eben nicht dort gewachsen zu seyn, sondern könnten aus Treibholz bestehen. — Ich stimme dagegen dem Erzähler bey und gestehe diesem Skelette ein noch höheres Alter zu. Denn wenn gleich der Moorboden unter gewissen, ihm günstigen Umständen schnell sich erzeugt; so läßt sich gleichwol sein Alter nicht immer berechnen und das Wachsthum desselben ist auch nicht in allen Gegenden gleich stark. Zudem fand sich dieses Grabmal nicht im Torfboden; sondern im Muttersande, also im Boden der Urwelt, da, wo ehedem Bäume wuchsen, die man noch daselbst findet, und von denen man immer eher vermuthen kann, daß sie an

---

*) Berl. Zeit. 1818. Febr.

Ort und Stelle entstanden, als daß sie vom Meer dorthin getrieben wurden. Wie lange mag es aber nicht schon her seyn, daß jene Bäume dort wuchsen und daß das Meer dieses Land bedeckte! Sollte dies nicht gleichzeitig mit der großen, allgemeinen Fluth seyn, welche der Urwelt ein Ende machte und die jetzige Erdrinde bildete, welche wir bewohnen und bebauen? —

Ein Gegenstück zu dieser Entdeckung liefert uns eine englische Geographie mit Kupfern und Auszügen aus Reisebeschreibungen. Das Grabmal, dessen sie erwähnt, hat große Aehnlichkeit mit jenem, sowol in Ansehung des Bodens, als auch der Produkte, die es enthielt, und es giebt meiner Behauptung ein großes Gewicht, daß diese Gräber im Torfboden auf ein uraltes Menschengeschlecht hindeuten. Ich will die Stelle hier übersetzen, welche wörtlich so lautet.

„Die Gräfin von Moira erzählt, daß ein menschlicher Körper unter dem Torf (moss) elf Fuß tief gefunden wurde. Der Körper war ganz in Kleider von Haaren gekleidet, welche noch ganz frisch und keinesweges verdorben waren; und obgleich härne Kleidungsstücke unwidersprechlich auf ein hohes Zeitalter deuten, ehe noch Schafzucht getrieben und das Holz verarbeitet wurde, so waren doch Körper und Kleider noch unversehrt.“ *)

Auch dieses Grabmal befand sich, wie jenes, im

---

*) Geography, by Goldsmith. London. 1815. Ed. 7. p. 282.

Moorboden oder im Torf, eilf Fuß tief unter der Erde. Die Bekleidung des menschlichen Körpers bestand aber nicht, wie bey jenem, in gefilztem Zeuge, sondern in einem von Menschenhaaren gemachten Rocke, und beydes war noch sehr gut erhalten, zum Beweise, daß Moorboden die Körper vor aller Fäulung bewahrt. Der Verfasser setzt aber noch die richtige Bemerkung hinzu, daß diese härne Bekleidung auf ein sehr entferntes Zeitalter hindeute, worin noch keine Schafzucht getrieben, wenigstens die Wolle dieser Thiere noch nicht gesponnen und gewebt wurde und worin man noch nicht verstand, Bretter zu schneiden und zu hobeln, um Särge daraus zu machen. —

Man könnte sagen, daß dieses härne Kleid vielleicht ein ausgesuchter Putz und der Mensch von vornehmem Stande gewesen sey. Es läßt sich daraus, daß ein Einzelner ein härnes Kleid trägt, noch nicht folgern, daß überall noch keine Schafwolle bekannt sey. Trägt man nicht auch jetzt noch absonderliche Zierrathen von Haaren, als Haarringe, Uhrbänder u. s. w.? — Aber wäre dieser Mensch eine hohe Person gewesen, der durch seine Bekleidung sich hätte auszeichnen sollen; so würde er wol ein besseres Monument von Steinen, u. s. w. erhalten haben, und nicht bloß in die Erde gelegt seyn. Es scheint mir also der Verfasser Recht zu haben, wenn er an dem damaligen Gebrauch der Wolle zweifelt. —

Noch eine andere Entdeckung dieser Art führt die Berliner Zeitung in eben dem Stücke an, welche eben so evident das hohe Alter des Menschengeschlechts beweiset und die ich hier zum Schluß noch anführen will.

„Eine andere sehr alte, auch der Kleidung wegen merkwürdige Leiche hat man in der großen Höhle gefunden, die in der Nordamerikanischen Provinz Kentucky, den bereits angestellten Untersuchungen zufolge, viele Meilen weit in ihren Gängen und Gewölben unter der Erde fortstreicht. Die Gewölbe sind so geräumig, daß man sie nicht, wie gewöhnlich, Kammern u. s. w., sondern Städte nennt. Hier entdeckte man, dreyviertel deutsche Meilen vom Eingange, zwischen vier Steinblöcken, ein vollkommen ausgetrocknetes, nur 20 Pfund wiegendes, weibliches Skelett, mit kurzem röthlichen Haar, in Kleider gehüllt, die aus wildem Hanf und Weidenrinde verfertigt, wie Bettdecken geschnitten und mit hübschen Kanten versehen waren. Dabey lagen Säcke mit vielen Ringen, Geräthen und Instrumenten des Kunstfleißes, die sämmtlich verschieden sind, nicht nur von Europäischen Fabrikaten, sondern auch von alten Indianischen, welche man in diesem Lande kennt und zeigt, so, daß also die Sachen von einem uralten Menschengeschlechte herzurühren scheinen.“ *) —

Ich stimme dem Erzähler hierin vollkommen bey, daß diese ganz unbekannten Geräthe und Produkte des Kunstfleißes, welche mit keinen uns bis jetzt bekannten, Aehnlichkeit haben, von einem hohen Alterthume zeugen. Sie sind ein Beweis, daß dort, wie in Irland und Ostfriesland, schon vor dem jetzigen Menschengeschlechte

---

*) Morgenblatt. Tübing. 1818. Nro. 170. Ausgestorbene Völker.

ein anderes da gewesen seyn muß, welches andere Geschäfte trieb, andere Kunstsachen verfertigte, andere Geräthe hatte, andere Instrumente und Werkzeuge gebrauchte, als wir, und dem vieles, was bey uns gemein ist, als Schafzucht, Wollespinnerey und Weberey, Gerberey, Tischlerkunst u. s. w. ganz unbekannt war. — Diese daselbst gefundenen Kunstsachen, als Ringe u. s. w. beweisen aber auch zugleich, daß man damals schon Metalle bearbeitete, Kleidungsstücke verfertigte, Putz und Zierrath zu machen verstand und Kunstfertigkeiten besaß, die wir noch bewundern müssen, ungeachtet zu unsern Zeiten Künste und Gewerbe auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gestiegen sind.

Diese Entdeckung stimmt mit einer andern zusammen, welche Herr von Humbold in Südamerika gemacht hat. Er sagt in seinen schönen Ansichten der Natur: „In ganz Mexiko und Peru findet man die Spuren großer Menschencultur auf der hohen Gebirgsebene. Wir haben Ruinen von Pallästen und Bädern in 16 bis 1800 Toisen Höhe gesehen. — Nur nordische Menschen konnten sich so eines Klima's erfreuen!" *) — Sollten, frage ich hier, diese nordischen Menschen, welche auf den höchsten Gebirgen leben und Bäder gebrauchen konnten, nicht Zeitgenossen der Mammuths und anderer tropischer Thiere und Pflanzen seyn, die man im hohen Norden, als ehemalige Bewohner desselben, ausgräbt; — und ist dies nicht ein Wink, der auf eine frühere Schöpfung von Menschen, Thieren und

*) Ansichten der Natur. Th. I. S. 125.

Pflanzen hindeutet, die bereits vor Jahrtausenden unterging und wovon uns nur noch Rudera auf den höchsten Bergrücken und in großen unermeßlichen Höhlen übrig blieben? Die Erde mußte damals eine wärmere Atmosphäre, oder mehr innere Wärme, oder die Pflanzen und Geschöpfe derselben eine andere Natur haben, daß sie in Gegenden der Welt leben und vegetiren konnten, wo jetzt alles Leben abgestorben ist. Das ist ein natürlicher Schluß. Menschen und Thiere aus unserer jetzigen Welt können es nicht gewesen seyn. —

Ich bemerke hier noch, daß diese Gräber unter Steinblöcken und Platten und unter hölzernen Pfählen und Balken, Aehnlichkeit mit zwey andern Entdeckungen haben, die man auch erst in unsern Zeiten, in sehr weiten Entfernungen von einander, gemacht hat, nämlich an der Weser bey Hörter und Corvey, wo die Weser einen alten Begräbnißplatz aufgewühlt hat, auf welchem die Leichen haufenweise zwischen 5 steinernen Platten aufgeschichtet liegen; und in Kamtschatka, wo Pallas, auf seiner Reise dahin, Grabmäler über der Erde von sehr hohem Alter entdeckte, deren Ursprung ihm kein Eingeborner erklären konnte. Die Leichen lagen hier unter einem Dache von Lerchenholze, das oben spitz zulief, und mit Erde bedeckt war. Dahingegen die Leiche in Ostfriesland mit Pfählen bedeckt war, die über ihr her lagen und sie gleichsam niederhalten sollten. Wer weiß aber, ob sie nicht ehedem auch eine Art Dach bildeten, wie die in Kamtschatka, und mit der Zeit und durch die Schwere des über ihnen sich anhäufenden Moorbodens einstürzten? —

Ich glaube, dies sind Spuren genug von dem Da-

seyn eines frühern Menschengeschlechts, welches vor uns diese Erde, unsern und ihren gemeinschaftlichen Wohnplatz, bewohnte und zu seiner Zeit von dem Schauplatz der Welt abtrat, um einem andern Geschlechte Platz zu machen, an dem die Reihe war, aufzutreten und die Erde auzubauen, bis es seine Bestimmung gleichfalls vollendet hat. Stat sua cuique dies!

XI.

Neuer Beweis, daß die lebendigen Kröten in Steinen aus der Urwelt herrühren.

Seitdem man auf die Produkte der Natur, besonders aus der Urwelt, aufmerksamer geworden ist, finden sich immer mehr Beyspiele von lebendigen Kröten, ja auch von andern Thieren, als Eidechsen, Insekten, u. s. w. in Steinen und im verkohlten und versteinerten Holze. Auch das Panorama von England, von Charles Malo, führt ein solches merkwürdiges Phänomen an, das ich hier abschreiben will.

„Am 30sten Oct. 1816 fanden Arbeiter, welche in dem Garten von Westminster zu graben hatten, in einem Felsen, in einer Tiefe von ungefähr 12 Fuß, eine Kröte und eine Eidechse, beyde lebendig. — Das Innere ihrer Wohnung war glatt und weder Spalte, noch Bruch zu sehen. — Der erste Eindruck der Luft brachte auf der Haut dieser Thiere eine kleine Veränderung der Farbe

hervor. Es vergingen einige Minuten, ehe sie sich bewegten." *)

Auch in der Grafschaft Mansfeld, z. B. bey Wiederstedt, findet man in Schieferbrüchen runde, drusenartige Steine, wie Masern gestaltet, in welchen sich lebendige Kröten aufhalten. Die Bergleute kennen solche Steine gleich an ihrer äußern Gestalt und haben Befehl, auf dergleichen Naturmerkwürdigkeiten zu achten und sie höhern Orts abzuliefern. Vor einiger Zeit fand ein Bergmann auch einen solchen Stein und spaltete ihn mit seinem Hammer, der an der einen Seite eine Schneide hat, worauf die noch lebende Kröte zappelnd herausfiel. Der Fund wurde nach Dresden geschickt und es kam von der Regierung der Bescheid zurück: man habe sogleich darauf zu berichten, wie die Kröte in den Stein gekommen sey?! — Es wurde ein solcher Bericht abgeliefert, der darauf hinauslief, daß ein Krötenèy durch Zufall sich in den Stein versenket und sich darin ausgebildet haben müsse. — Aber wie ein weiches Krötenèy durch den harten Stein dringen, wie das Thier, welches mehrere Verwandlungen durchgeht, sich in dieser harten Masse nähren und entwickeln, wie es bey seinem allmähligen Wachsthume den Stein verdrängen und sich eine Höhle darin bilden konnte; diese und ähnliche Fragen und Aufgaben blieben unaufgelöset und unbeantwortet.

Will man dieses Räthsel auflösen, so muß man nothwendig annehmen, daß die Schiefermasse damals, als die Kröte hinein gerieth, noch weich und das Thier schon völlig ausgewachsen war. Sonst läßt sich die Sa-

*) Litt. Wochenbl. von Hrn. v. Kotzebue. 1818. Nro. 13. S. 103.

che nicht erklären. Letzteres leuchtet auch aus der Beschaffenheit und Form des Steins selbst hervor, welche buckelig, höckrig und ungleich ist und von gewaltsamer Bewegung des darin sich aufhaltenden Thiers zeuget. Wäre die Masse nicht weich gewesen; so konnte das Thier sich nicht darin bewegen und ausdehnen, der Stein konnte nicht die Form von dieser Bewegung annehmen und behalten. Die Verhärtung mußte auch nicht zu langsam gehen; sonst würde die masern- oder drusenartige Form sich wieder verloren haben.

Es fragt sich daher, wie kam die Kröte so tief unter die Erde in den harten Schiefer, oder wannehe geschah diese Verwandlung der weichen Schiefermasse in harten Stein? Daß dieses Ereigniß nicht in neuern Zeiten geschehen seyn, auch nicht von der noachischen Fluth herrühren könne, wird jeder, der mit der Entstehung der Flötzgebirge einigermaßen bekannt ist, leicht einsehen. Denn die Sündfluth war nur partiel und temporel, wie ich schon oft gesagt und bewiesen habe, und konnte also keine Schieferberge erzeugen. Wir müssen die Entstehung der Flötzgebirge, so wie der Erzgebirge, billig einer großen Revolution zuschreiben, die sich über den ganzen Erdboden erstreckte und wobey das Meer viele hundert, ja tausend Jahre die Erde bedeckte. Dieses beweisen die versteinerten Seemuscheln und Fische, welche allesammt nicht in unsere jetzige Weltperiode gehören, und deren Geschlecht fast sämmtlich ausgestorben ist. Da nun im Mansfeldischen Schiefer sich unzählige, uns unbekannte Fischarten finden, die nur einige Aehnlichkeit mit unsern jetzigen Fischen haben, aber nicht ganz dieselben sind; folglich der Urwelt angehören; so ist auch höchst wahrscheinlich, daß die darin sich findenden

Kröten, wenn sie gleich noch leben, auch gleichzeitig mit jenen sind und aus einer frühern Periode der Erde herrühren; wir mögen nun diese Periode die Urwelt nennen, oder wie wir wollen. Auch das wäre noch kein Beweis vom Gegentheile, daß diese Art Kröte, die doch noch Niemand genau untersucht hat, noch jetzt in der Welt ist. Hat denn nicht die Urwelt auch viele, ja vielleicht alle und noch mehr Thierarten, als wir jetzt haben, enthalten? —

Zwar könnte man annehmen, daß sich der Schiefer, wie man behauptet, noch immerfort bildet, oder verhärtet und daß also die Kröte sich in unsern Zeiten in die noch lockere Schiefermasse verkrochen und von derselben durch unvermuthete, schnelle Verhärtung, etwa während des Winters und ehe sie, durch die Frühlingswärme und mildere Luft belebt, sich aus ihrem Kerker befreyen konnte, eingeschlossen sey. Aber auch dieser Vorfall müßte schon vor langen Jahren sich ereignet haben. Denn wie alt sind nicht schon die Mansfeldischen Schieferbrüche und Bergwerke! — Ist dies nicht ein abermaliger Beweis, daß eine Kröte mehrere hundert Jahre in Steinen leben und eingeschlossen seyn kann? und daß sie die Verwandlung des Schiefers in Stein ausgehalten hat, ohne zu leiden? Kann nun aber dies Thier hunderte von Jahren leben ohne Luft und Nahrung; so kann sie auch mehrere tausend Jahre in solchem Zustande sich befinden, ohne zu sterben, und wir dürfen mit Recht annehmen, daß sie der Urwelt angehöre. —

Diese Behauptung wird noch mehr dadurch bestätigt, daß man in bituminösem Holze der Urwelt, oder in

Braunkohlen gleichfalls lebendige Insekten findet; wie man ein solches merkwürdiges Produkt auf dem Museum zu Darmstadt aufbewahrt. Es ist aber wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Braunkohlen von ehemaligen Wäldern herrühren, welche durch eine große Revolution der Erde umgeworfen, abgelagert und verkohlt wurden. Da nun das, was dieses Holz der Urwelt in sich schließt, gleichzeitig mit demselben seyn muß; denn wie sollte es anders da hinein gekommen seyn? und da sogar Insekten die Verwandlung des Holzes in Kohle und Stein abgehalten haben, ohne zu sterben: so folgt daraus, daß auch die Kröten in Schiefer und andern Steinen gleichzeitig mit diesen Massen seyn und die Verwandlung derselben in harte Steine überlebt haben müssen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den verfaulten Mammuths am Nordpole, welche der jüngere Herr von Kotzebue auf seiner Entdeckungsreise im Norden entdeckt hat. Das Philosophical Magazine erzählt uns davon Folgendes:

„Kotzebue begegnete einem höchst seltsamen Eisberge von außerordentlicher Größe, an welchem nicht nur ein Theil der Oberfläche mit fruchtbarer Erde bedeckt war und Bäume und Pflanzen trug; sondern an dessen Ufer sich auch an einer Stelle von den Höhen des erdbedeckten Eisberges niedergespülte Erdmassen angesetzt hatten. An dieser Stelle machten sie eine Landung und fanden sehr viele Ueberbleibsel von Mammuths, die so in Fäulniß übergegangen waren, daß sie einen unerträglichen Gestank verbreiteten. — Der Ruric hat Fangzähne und andere Gliedmaßen dieses ungeheuren

Thiers mitgebracht, welche wahrscheinlich der Frost lange Zeit erhalten hatte, bis die Eismasse, welche sie umschloß, aus unbekannten Ursachen in Bewegung gesetzt, einen gelindern Himmelsstrich erreichte.“ *) —

Eine andere Zeitung behauptet, die Erde mit den Cadavern sey von einer entfernten Küste nach dem Nordpol geschwemmt und dort eingefroren. Dies kann keine andere Fluth gewesen seyn, als die, welche der Urwelt ein Ende machte und wahrscheinlich aus Süden kam. Aber wir brauchen hierbey keine Fluth zu Hülfe zu nehmen, da die Mammuths am Nordpole auf ihrem ursprünglichen Grund und Boden gelebt zu haben scheinen und im Norden zu Hause gehörten. — Die Sache ging vermuthlich so zu: als die große Katastrophe eintrat, wodurch die Urwelt unterging, und eine neue Ordnung der Dinge eintrat, wurden die Mammuths, wie die übrigen ihrer Mitgeschöpfe, unter Schlamm und Wasser begraben. Am Nordpol fror aber das Wasser sogleich zu Eis, weil die Erde wahrscheinlich durch diese Revolution eine andere Richtung gegen die Sonne erhielt. — Die Mammuths wurden also in dieser Gegend durch die Kälte vor dem Verfaulen bewahrt, welches in andern Klimaten unmöglich war. Sie erhielten sich unverweset und bey vollem Fleische, bis in unsere Zeiten, besonders durch eine, im Jahr 1817 am Nordpole eingetretene, große und ungewöhnliche Hitze, der Eisberg sich von der übrigen Eismasse losriß und in wärmere Gegenden getrieben wurde, worin die Erde aufthauete, und die Cadaver in Fäulniß geriethen. —

---

*) Hamb. Corresp. 1818. Nro. 125.

Ein neuer Beweis, daß Thiere der Urwelt, wo nicht lebend, doch bey vollem Fleische, sich bis zu unsern Zeiten erhalten und in unsre jetzige Welt übergehen konnten! —

Fände man im Eise des Nordpols einmal einen menschlichen Leichnam, so wäre das Problem, ob schon Menschen in der Urwelt gelebt haben, mit einem Male gelöset. Wer weiß, was man noch mit der Zeit entdecken wird; da man jetzt zu Naix, unweit Bar leduc, Spuren einer versunkenen, unterirdischen Stadt entdeckt haben will? — Ist aber auch die Behauptung einiger Naturkundigen von Gewicht gegründet, daß sich auf dem Boden der Urwelt, d. i. in Kalksteinflötzen und unter den Gerippen von urweltlichen Thieren keine Menschenknochen finden; so ist die Behauptung, daß es Menschen in der Urwelt gegeben hat, doch noch nicht widerlegt. Denn ich kann ja annehmen, daß die Zeit, worin Mammuths lebten, eine Zwischenperiode war, welches auch Herrn von Kotzebue nicht unwahrscheinlich dünkt; und so gehören die Menschen in ein viel früheres Zeitalter, wie auch die eisernen Kunstsachen und Werkzeuge in Steinen und Felsen anzudeuten scheinen. Die Natur ging also eine Zeitlang vom Bessern zum Schlechtern über, wie dies oft der Fall ist; aber sie machte diesen Rückgang zum Unvollkommnern in der Folge wieder gut durch eine neue Umwälzung, welche eine neue Schöpfung hervorbrachte, worin auch der Mensch wieder hervorging und den Schauplatz der Erde von neuem betrat. —

XII.

Beweis vom Daseyn der Menschen in der Urwelt, aus Kunstsachen hergenommen.

Herr von Kotzebue erwähnt in seinem liter. Wochenbl. Nro. 52. vom Jahre 1818, einer wichtigen Entdeckung eines lebendigen Thiers der Urwelt, das sich in einem Stücke Braunkohle, einem vorweltlichen Produkte, befand, welches von Jemandem gespalten wurde. Er zählt diesen merkwürdigen Vorfall in seiner „Reise der Nase nach,“ d. i. nach Ems ins Bad, mit folgenden Worten:

„In der Gegend von Darmstadt hat man in großer Tiefe ein sogenanntes Braunkohlen-Lager (verkohlte Bäume) gefunden; da bekanntlich in einer frühern Zeit, als unsre Schöpfungs-Periode, durch irgend eine große Umwälzung die damaligen Wälder tief unter der jetzigen Erdrinde abgelagert worden und bey Gele-

genheit als eine Art von Kohle wieder zum Vorschein kommen. Nun das ist keine Seltenheit mehr, obgleich eine große, nur alltäglich gewordene Merkwürdigkeit. Aber nun denken Sie sich, lieber Freund, daß ein Mann in seiner Küche zum Hausgebrauche einen solchen Braunkohlen-Klotz spaltet und daß dieser Mann sich plötzlich einem Geschöpfe gegenüber befindet, welches vor vielen tausend Jahren das Daseyn empfangen und noch immer lebt! — Ja, die Thatsache ist unwidersprechlich erwiesen. Der Hieb der Axt, welcher den Klotz trennte, machte eine kleine Höhle in demselben sichtbar und in dieser Höhle lag ein lebendiges, sich munter bewegendes Insekt. — Sobald der erstaunte und verständige Mann das erblickte, fügte er die getrennten Theile schnell wieder zusammen, bewickelte das Ganze mit feuchtem Moose und schickte es über Hals und Kopf nach Darmstadt, wo der vortreffliche Director des Museums noch vor Eröffnung des Schatzes mehrere Zeugen versammlete, und sammt diesen das Glück hatte, das Insekt noch immer lebendig zu finden. Es wurde sogleich von einem Maler nach dem Leben gezeichnet, überlebte wirklich auch diese letzte Ehre noch und starb endlich nach mehrern Stunden von Luft und Licht getödtet, ist aber noch jetzt in Spiritus zu schauen und wird zugleich mit der Einsiedeley vorgezeigt, die es tausende von Jahren bewohnte."

„Großer Gott! was ist Leben? — Denken Sie sich einen Menschen an die Stelle dieses Insekts! (und sind wir denn etwas Besseres vor dem Auge des Allmächtigen? Oder sollte es der Natur mehr Aufwand kosten, einen Menschen zu erhalten?) Denken sie sich das Erwachen eines solchen Präadamiten!" —

Hierbey steht nur der geringe Umstand im Wege, daß der Mensch kein Insekt, keine Kröte oder Eidechse ist, — und daß er also nicht, wie diese seine Mitgeschöpfe, in Winterschlaf fallen, oder in einen Zustand von Erstarrung gerathen und Jahrhunderte darin leben und fortdauern kann. — Daher läßt sich nicht erwarten, daß ein Mensch der Urwelt das Glück erleben werde, das Licht der Welt zum zweyten Male zu erblicken.

„Freylich,“ fährt der Verfasser fort, „ist unter allen versteinerten Knochen und Thieren der Urwelt, die auch im Darmstädtischen häufig ausgegraben und im Museum aufbewahrt werden, noch nie ein Menschenüberrest gefunden worden, und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der Mensch erst ein Produkt der letzten Revolution des Erdballs ist, der wenigstens in der vorletzten Periode größtentheils nur von Mammuths und dergleichen Riesenthieren bewohnt wurde.“

„Ich schaudere, wenn meine Einbildungskraft mich als den einzigen Menschen zurück in diese Thierwelt versetzt! Aber vielleicht gab es doch schon Menschen in einer noch frühern Epoche? — Vielleicht ging ihr Geschlecht unter in der vorletzten Revolution? — Vielleicht würden wir doch noch Spuren ihres Daseyns finden, wenn wir nur beträchtlich tiefer, als bis jetzt geschehen ist, in den Erdboden dringen könnten?“ —

Hier nimmt der Verfasser wieder zurück, was er vorhin behauptet hatte, daß der Mensch erst ein Erzeugniß der letzten Revolution des Erdbodens sey und macht unser Geschlecht noch älter, als das Geschlecht der Mammuths und anderer vorweltlicher Thiere. — Ich habe

nichts dawider; weil diese Annahme meiner Hypothese keinen Eintrag thut. Nur scheint dieses mit den Gesetzen der Natur zu streiten, nach welchen die Erde zu einem immer höhern Grade der Ausbildung sich erhebt, ohne wieder zurück zu gehen, woran auch ihre lebendigen Geschöpfe Theil nehmen. — Uebrigens ist seine Vermuthung, daß wir doch noch Spuren des Daseyns von Menschen in der Tiefe des Erdbodens finden würden, wenn wir nur tiefer in das Innere der Erde eindringen könnten, längst bey Langensalza und an andern Orten in Erfüllung gegangen, wo man menschliche Hirnschädel, Kunstprodukte und Spuren von Kultur 60 und mehr Fuß tief unter der jetzigen Oberfläche gefunden hat.

„Oder," heißt es weiter, „wenn über lang oder kurz eine neue Revolution den Erdball umgestaltet; — welche neue Geschöpfe werden dann entstehen? Läßt sich nicht vermuthen, daß die Mutter Erde, die schon bey ihrem letzten Kreißen das vollkommnere Geschöpf, den Menschen, hervorzubringen im Stande war, bey einer abermaligen Niederkunft ein noch vollkommneres liefern werde? Und wenn zugleich das jetzige Geschlecht fortbestände, würde es denn nicht dem neuen Herrn der Schöpfung auf derjenigen Stufe zu stehen scheinen, auf welcher für uns die Affen stehen? Und immer so fort! bis wir nach Millionen Jahren, verglichen mit dann existirenden Menschen, nur noch für Insekten gelten würden?" —

Diese Idee des Verfassers ist nicht neu, wenn gleich sehr wahrscheinlich, und ich habe diese Meinung selbst gehörigen Orts vorgetragen und weiter auseinander

gesetzt. Wenn der Erdkörper, den wir bewohnen, sich immerfort ausbildet, und an Vollkommenheit wächst, wie Erfahrung, Geologie und Naturgeschichte lehren; so müssen auch die Geschöpfe desselben an Vollkommenheit wachsen und es brauchen nicht gerade neue Glieder zu der Kette der Wesen hinzu zu kommen, wie man von dem Menschen, als dem Schlußsteine in dem Gebäude der Natur, behauptet; sondern die alten, schon vorhandenen können durch eine Umwandlung der Erde vervollkommnet und immer besser ausgebildet werden. Zwar geht dieses hauptsächlich auf die Ausbildung des Körpers; aber hängt von der feinern Organisation des Gehirns nicht auch die größern Vollkommenheit und Stärke der Seelenkräfte ab? —

„Doch wohin reißt mich" schließt der Verfasser seine Betrachtung, „meine Einbildungskraft, die in der Schöpfung keine Gränzen findet! Geschwind zurück auf unsere blutjunge Erde, auf der wir einige Augenblicke die Ehre haben, die Rolle der vernünftigen Geschöpfe zu spielen, wiewol wir diese Rolle oft sehr schlecht spielen!" —

Ich gebe dem Verfasser hierin vollkommen Recht, obwol man unsre Erde eben nicht blutjung nennen kann; er müßte denn die jetzige Oberfläche darunter verstehen, denn unser Erdkörper hat gewiß schon hunderttausende von Jahren gedauert, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, und ist vermuthlich so alt, als die übrige Materie, woraus alles entstanden ist, wenn er gleich sich später und nach und nach erst entwickelt und ausgebildet hat. Wenigstens muß unsere Erde mit der Sonne und ihrem Systeme, zu dem auch wir gehören, von gleichem

Alter seyn; da sie vielleicht ein Bruchstück derselben ist. —

Ich komme nun auf die Hauptsache, um Herrn von Kotzebue mit seinen eigenen Worten und aus seinen eigenen Behauptungen und Sätzen zu widerlegen, oder zu zeigen, daß schon Menschen in der Urwelt gewesen sind. Er sagt: „daß unter allen versteinerten Knochen von Thieren der Urwelt noch nie ein Menschenüberrest gefunden worden; (aber woher weiß er dieses so bestimmt? Haben nicht Spallanzani, Pini, Fortis, Lepechin, Caldani und andere Naturforscher das Gegentheil behauptet und bewiesen? —) und es sey mehr, als wahrscheinlich, daß der Mensch erst ein Produkt der letzten Revolution des Erdballs sey, der wenigstens in der vorletzten Periode größtentheils nur von Mammuths und dergleichen Riesenthieren bewohnt wurde.“ — Es soll mir aber nicht schwer werden, jene Behauptung zu widerlegen.

Der Verfasser erkennet mit Recht die Braunkohlen für ein Erzeugniß der Urwelt an, und sagt selbst, daß diese ehemaligen Wälder, wovon die Kohlen ein Ueberrest sind, damals abgelagert wären, als die Vorwelt durch eine große Umwälzung unterging und die jetzige Schöpfung ihren Anfang nahm. Oder will er diese Begebenheit etwa noch weiter hinaus setzen, so schadet dieses der Sache auch nicht. Genug, er nimmt an, daß dieses verkohlte Holz und die darin sich findenden Thiere und Insekten aus der Urwelt herrühren. Finden sich nun außer jenen Thieren auch noch andere Dinge in diesem vorweltlichen Holze, so müssen auch diese der Urwelt angehören. Das ist ein ganz natürlicher

Schluß, und der Verfasser muß entweder leugnen, daß die Insekten in verkohltem Holze aus der Urwelt herstammen, oder er muß zugeben, daß auch andere Dinge, die sich darin finden, der Urwelt angehören. Nun findet man in Braunkohlen, auch selbst in Steinkohlen, zuweilen eiserne Geräthschaften, Kunstsachen und andere Produkte. Müssen diese nicht gleichfalls aus der Urwelt herstammen? Denn wie könnten sie anders hineingekommen seyn, da das verkohlte Holz nicht mehr in der Erde wächst und also auch keine fremde Sachen mehr aufnehmen kann? — Sind aber Kunstsachen und Instrumente von Eisen nicht ein sicherer Beweis von Menschen oder vernünftigen Geschöpfen, die diese Geräthschaften anfertigten, welche in diesem Holze gefunden werden? Denn Mammuths oder Affen konnten sie doch nicht machen, oder die Metalle verarbeiten. Also folgt hieraus der natürliche Schluß, daß schon Menschen in der Urwelt waren. —

Ein Skeptiker könnte hier die Frage aufwerfen: ob es auch schon gewiß und ausgemacht sey, daß dies Insekt sich wirklich im Holze befunden habe und also ein Produkt der Urwelt gewesen? Es konnte ja ein Astloch seyn, wohinein sich das Insekt später verkroch und als das Holz längst verkohlt war. — Diese Oeffnung konnte durch Erde und andere consistente Theile sich verstopfen und der Zapfen zu einem vesten Körper werden, der in der Folge mit dem Holze verwuchs. — Noch eine andere Frage ist, ob ein Insekt den Verkohlungs-Proceß aushalten konnte, ohne selbst verkohlt, oder zerstört zu werden? — Es müßte daher, um in der Sache ganz gewiß zu gehen, erst noch näher untersucht werden, ob das Insekt in den vesten Theilen des Holzes selbst und

nicht in einem Astloche, oder in später eingesetzten fremden Bestandtheilen des Klotzes sich fand, und ob das Thier ein uns bekanntes oder unbekanntes Geschöpf war? — Ich will jedoch in die Einsichten des Aufsehers über das Museum zu Darmstadt, Herrn Schleiermacher, kein Mißtrauen setzen und nehme die Sache als richtig und erwiesen an. Selbst wenn das Insekt ein uns bekanntes oder unbekanntes seyn sollte, will ich nicht an der Wahrheit zweifeln, daß es der Urwelt angehöre; da die Insekten derselben den unsern ähneln, viele Thiere aus unsrer Welt sich auch schon in der Urwelt fanden, und noch immer neue Arten von Gewürmen und Thieren entdeckt werden.

Da auch der Verkohlungs-Proceß des Holzes der Urwelt nicht von der Art war, wie bey unsern Meilerkohlen, und Frösche und Eidechsen den Uebergang weicher Massen in harten Stein überlebt, wie auch andere Insekten in Bernstein sich, nur nicht lebendig, erhalten haben, die gleichfalls aus der Urwelt herrühren: so scheint es mir selbst keine unmögliche Sache zu seyn, daß sich ein Insekt aus jener frühen Periode der Erde in Kohlen lebendig erhalten habe. Es befand sich in einem Zustande, worin sich noch jetzt unsre Insekten, die den Winter überleben, befinden. Sie liegen in einer Erstarrung, bis die alles belebende Sonnenwärme sie zu neuem Leben hervorruft. Aber nicht bloß die Kälte hat die Eigenschaft, die Thiere zum Schlafe zu bringen und sie zu ermatten, sondern auch die Wärme. In den großen Steppen von Südamerika verkriechen sich während der trocknen und heißen Jahreszeit, wenn alle Vegetation daselbst aufhört und alles Leben abstirbt, nach der Erzählung des Herrn von Humbold in seinen „Ansich-

ten der Natur, selbst die ungeheure Riesenschlange, (Boa constrictor,) und das Crocodill unter den harten Letten, fallen in tiefen Schlaf, und kommen, sobald die Regenzeit eintritt, und die Vegetation von neuem auflebt, wieder zum Vorscheine, um ein neues Leben zu beginnen. — Daher kann auch die unterirdische Hitze, wodurch das Holz verkohlt wurde, eine ähnliche Wirkung auf jenes Insekt gehabt haben. —

Jedoch ich muß das, was ich oben behauptet habe, nämlich das Vorkommen von Kunstsachen in Erzeugnissen der Urwelt, wol erst noch mit Thatsachen belegen; man mögte mir sonst auf mein Wort nicht glauben.

Zuerst erwähne ich hier billig des merkwürdigen eisernen Ringes, der sich in einem Klotze von Braunkohlen befand und dessen Entdeckung gleichfalls zufälliger Weise und bey der Gelegenheit gemacht wurde, daß eine Köchin diesen Klotz in der Küche spaltete, weil er ihr zu groß war. Es geschah dieses merkwürdige Ereigniß am Westerwalde, und der Medicinal-Rath Dr. Wendelstadt hat dasselbe im Allg. Anzeig. vor einigen Jahren der Welt bekannt gemacht, wo man es nachlesen kann. *) Wie käme nun dieser eiserne Ring, der leider! verloren gegangen ist, in einen Baumstamm der Urwelt, worin er wahrscheinlich verwachsen war; wenn nicht damals, als dieser Baum wuchs, schon Menschenhände gewesen wären, die ihn verfertigten? —

---

*) Briefe über den Westerwald, ein Flötzgebirge im Herzogth. Berg. Allg. Anz. 1810. Nro. 32. S. 354. seq.

Eine ähnliche Entdeckung hat man vor Kurzem in einem Steinkohlen-Bergwerke bey der Sommersenburg, unweit Helmstedt, gemacht. Hier arbeitet man in einer Tiefe von 18 Lachtern hauptsächlich auf Gewinnung von Schwefelkies, der sich daselbst häufig zwischen den Steinkohlen-Schichten findet, um Schwefel daraus zu gewinnen. Ein alter Bergmann, der den Schwefelkies von den Steinkohlen absonderte und von den fremden Theilen, die damit vermischt waren, reinigte, fand in einem solchen Stücke Steinkohle etwas Hervorragendes, das ihm keine Kohle zu seyn schien. Er rief deshalb die andern Bergleute herbey, um ihnen seinen Fund zu zeigen. Diese zerbrachen die Scholle und fanden darin einen eisernen Hesphaken, der an der Matrize, oder dem Eindrucke, den er in der Masse gemacht hatte, noch deutlich zu erkennen, obgleich das Eisen selbst vor Alter schon ganz blättrig geworden war. — Man hielt diese Entdeckung für so merkwürdig, daß man den Haken mit seiner Matrize an den Herrn Berghauptmann von Veltheim nach Rothenburg an der Saale sandte, der ihn vermuthlich noch aufbewahren wird. Da nun, wie Parrot in seiner Physik der Erde sagt, die Steinkohlen gleichfalls, wie die Braunkohlen, ein Produkt der Urwelt sind, und aus ehemaligem Rasen oder Torf, der die Oberfläche der Erde bedeckte, entstanden; so folgt daraus, daß auch das, was sich in ihnen befindet und mit ihnen zusammengewachsen ist, der Urwelt angehören müsse. Und da ein eiserner Haken nicht wachsen, oder von selbst und durch Zufall entstehen kann; so kann man daraus wieder auf Menschenhände schließen, die ihn schmiedeten. —

Eine dritte merkwürdige Entdeckung dieser Art

machte man vor einigen Jahren bey Langenstein, einem Dorfe zwischen Blankenburg und Halberstadt, wo es ungeheure Sandsteinfelsen und tiefe Steinbrüche giebt. Hier fand man einst in thurmhoher Tiefe, mitten in einem großen Sandsteinblocke, der zufälliger Weise spaltete, eine eiserne Keule, welche als eine Seltenheit nach Halberstadt geschickt wurde, wo sie wahrscheinlich noch aufbewahrt wird. — Die Vorharzgebirge sind doch aber gewiß nicht erst in neuern Zeiten entstanden, eben so wenig, wie die Harzgebirge selbst, an deren Fuß sie sich anlehnen. Sie sind Erzeugnisse des Meers und rühren also aus der Urwelt her. Finden sich nun in ihrem Schooße Kunstprodukte und eiserne Werkzeuge, dergleichen eine eiserne Keule ist; so müssen auch diese von Menschen der Urwelt herrühren.

Der Naturforscher Ermenegildo Pini, der allen Glauben verdient, erwähnt, wie schon einmal gesagt ist, (in den Memoiren der italienischen Societät der Wissenschaften. T. 13. Art. 14.) eines eisernen Beils, das man auf dem Boden der Urwelt, in Gips- und Kalkstein-Flötzen gefunden habe. — Anderer Kunstprodukte, als eiserner Ringe an Felsen, um Schiffe daran zu bevestigen, in Gegenden, wo schon lange kein Wasser mehr zu finden ist, großer eiserner Anker auf hohen Bergen, wo keine Schiffe hinkommen, nicht zu gedenken.

Diese und andere Erzeugnisse des Kunstfleißes, die man auf dem Boden der Urwelt schon gefunden hat und künftig noch finden wird, scheinen mir ein unumstößlicher Beweis von der Existenz der Menschen in der Vorwelt, zur Zeit der Mammuths, oder noch früher, zu seyn.

Brauchen wir also erst noch darauf zu hoffen und zu warten, daß erst Menschenknochen aus der Urwelt gefunden werden, wenn sie nicht wirklich schon gefunden sind? Sind denn Kunstsachen und Werkzeuge der Menschen nicht ein eben so gültiges Zeugniß von ihrem frühen Daseyn, als Knochen? — Ist dieser Beweis nicht wenigstens eben so stringent und bündig, als der Beweis des Daseyns Gottes aus seinen Werken? Man urtheile selbst!

XIII.

Ueber die verschiedenen Perioden der Erde, worin schon Menschen auf derselben wohnten.

Zu dieser Untersuchung gab mir eine merkwürdige Stelle in Herrn von Humbold's „schönen Ansichten der Natur oder Naturgemälden," Veranlassung, die ich hier hersetzen und mein Urtheil darüber beyfügen will.

„In einer Grasflur bey Uruana (am Orinoco, in Südamerika) liegt ein isolirter Granit-Fels, in welchen (laut der Erzählung glaubwürdiger Männer) in 80 Fuß Höhe, Bilder der Sonne, des Mondes und mannigfaltiger Thiere, besonders Bilder von Crocodillen und Boaschlangen, fast reihenweise eingegraben sind. Ohne Gerüste kann gegenwärtig Niemand an jener senkrechten Wand hinaufsteigen, welche die aufmerksamste Untersuchung künftiger Reisenden verdient. — In eben dieser wunderbaren Lage befinden sich die hieroglyphischen

Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramada." —

„Fragt man die Eingebornen, wie jene Züge eingegraben werden konnten, so antworten sie: es sey zur Zeit der hohen Wasser geschehen, weil ihre Väter damals in dieser Höhe schifften. — Ein solcher Wasserstand war also neuer, als die rohen Denkmäler menschlichen Kunstfleißes. Er deutet auf einen Zustand der Erde, welcher mit demjenigen nicht verwechselt werden muß, in dem der erste Pflanzenschmuck unsers Planeten, in dem die riesenmäßigen Körper ausgestorbener Landthiere und die pelagischen Geschöpfe einer chaotischen Vorwelt, in der erhärtenden Erdrinde ihr Grab fanden." *) —

Der Verfasser giebt hier, wenn ich ihn recht verstehe, drey verschiedene Perioden der Erde an, worin entweder schon Menschen waren, oder noch nicht waren. Er sagt: Der hohe Wasserstand des Orinoco und aller großen Gewässer, nicht bloß in Amerika, sondern auch in Europa u. s. w., war neuer, als die rohen Denkmäler der Kunst, oder des menschlichen Kunstfleißes. — Er giebt also diesen letztern ein höheres Alter, als der Periode des hohen Wasserstandes der Flüsse, wovon man in allen Gegenden der Erde Spuren finden soll. Da nun diese rohen Denkmäler menschlicher Kunst natürlich von Menschen herrühren, so muß es zwey Perioden gegeben haben, worin, nach seiner Angabe, Menschen leb-

---

*) Ansichten der Natur von Alexander von Humbold. Tübingen 1808. Th. 1. S. 309. seq.

ten, nämlich die Zeit jener rohen Denkmäler in Stein, und die Zeit des hohen Wasserstandes auf dem Erdboden, welche nachher eintrat, und worin die Väter der Amerikaner nach jenen hohen hieroglyphischen Steinzügen wollen hingeschifft seyn. — Beyde Perioden unterscheidet er aber von der eigentlichen Urwelt, oder einer dritten Periode, wo die ersten Pflanzen und die gigantischen Thiere der Vorwelt entstanden, worin er noch keine Menschen anzunehmen scheint. So viel bleibt ausgemacht und darin bin ich völlig Herrn von Humbold's Meinung, daß man mehrere Zeiträume annehmen muß, in welchen Menschen auf- und wieder abgetreten sind vom Schauplatze der Welt. Es kommt nur noch darauf an, zu bestimmen, wie viel solcher Zeiträume gewesen sind und wennehe wir den Menschen zuerst wollen auftreten lassen? —

Wir können dieses nur mit einiger Sicherheit aus den Produkten aller jener frühern Perioden der Erde schließen, welche uns ihr Schooß aufbewahrt hat, und es kommt nur darauf an, vestzusetzen, in welche Zeit alle diese Sachen gehören, damit wir sie nicht zu alt, oder zu jung machen. Die Sachen, welche wir noch ausgraben, sind entweder menschliche Gebeine, versteinert, oder unversteinert, Geräthschaften und Kunstsachen von Metall, Kleidungsstücke von Filz und Menschenhaaren, Putz und Zierrathen, als: Ringe, Haarnadeln u. s. w., Waffen, Grabmäler, Urnen u. s. w. Ferner finden wir auf der Oberfläche der Erde und an Felsen hieroglyphische Figuren, Thierbilder, Pyramiden von Erde, Mauern und Vestungswerke in Gegenden, wo jetzt keine gebildete Menschen mehr wohnen, große Häuser, von Steinen erbauet, in Steppen und Wäl-

dern, die nur noch von Affen bewohnt werden; Riesenmauern, Riesenbetten, Lübbensteine, und andere kolossale Altäre und Tempel von Menschen, deren Kräfte riesenartig gewesen zu seyn scheinen, endlich Höhlen mit Grabmälern von Stein, welche Kunstsachen enthalten, die unsre ganze Bewunderung verdienen und keine Aehnlichkeit mit den Kunstwerken irgend eines andern, uns bekannten Volkes der Erde, sowol in alten, als in neuern Zeiten, haben. Jene erstern sind tief unter der Erde vergraben; diese zum Theil unter, zum Theil über der Erde befindlich, darnach die Umstände es mit sich brachten. Es fragt sich nun, welche Gegenstände sind älter, oder die ältesten von Allen?

Dem Anschein nach müßten wol diejenigen Produkte die ältesten seyn, welche sich am tiefsten unter der Erde befinden. Denn die Urwelt ging ja dadurch unter, daß ihre Erzeugnisse unter die Erde begraben wurden und über ihnen sich eine neue Oberfläche der Erde mit neuen Gebilden erzeugte. Nun finden wir aber tief unter der Erde, eben so tief, und oft noch tiefer, als die vorweltlichen Pflanzen und Thiere liegen, menschliche Ueberbleibsel und Kunstsachen; wir finden hier und da in Felsen und tiefen Steingruben eiserne Werkzeuge, in Stein- und Braunkohlen-Schachten eiserne Ringe, Haken, Keulen, in Kalk- und Gipsflötzen eiserne Beile u. s. w. — Müssen diese Produkte nicht in eine frühere Periode gehören, als jener hohe Wasserstand im Orinoco, wie Herr von Humbold selbst äußert; da sie mit jenen Wäldern und großen Thieren der Urwelt entweder gleichzeitig, oder noch älter gewesen zu seyn scheinen? Wird es dadurch aber nicht sehr wahrscheinlich gemacht, daß schon früher, als man glaubt, Menschen auf der Erde

gewesen seyn müssen, und daß diese Sachen aus einer frühern Periode herrühren, als die Kunstsachen und Denkmäler über der Erde? — Oder sollten die Mammuths und die verkohlten Wälder im Schooße der Erde jünger seyn, als jene menschlichen Kunstprodukte in Sand-, Kalk- und Gips-Flötzen, deren ich oben erwähnt habe? Dann wären die Menschen noch älter und noch früher da gewesen, als die kolossalischen Thiere der Vorwelt. Das ist mir nicht wahrscheinlich, oder diese müßten ein Intermezzo ausgemacht und die Natur erst wieder Vorbereitungen zu der Erzeugung von Menschen gemacht haben. — Noch eher könnte man annehmen, daß die Conchylien, die hier und da ganz flach und zu Tage liegen, jünger, als die Mammuths, wären, da sie zum Theil noch nicht einmal versteinert, sondern bloß calcinirt sind. Vielleicht hat sie eine neuere Fluth hierher getrieben und über die ältern Flötzgebirge gelagert. Vielleicht kommt es aber auch daher, daß sie so flach und neben Landprodukten der Urwelt liegen; weil die Fluthen und Strömungen des Meers die Berge abgewaschen und jene Seeprodukte entblößt haben. Die erste Periode, worin die Menschen auf der Erde erschienen, scheint mir also noch immer die zu seyn, worin auch die Mammuths lebten.

Aber die Erde hat, wie ich glaube, nach der Zeit noch eine und die andere Periode erlebt, wo auch schon Menschen lebten, ehe an uns die Reihe kam. Dieses beweisen wieder die sonderbaren Entdeckungen von Grabmälern in und über der Erde, von Kunstsachen und Geräthen, die wir von Zeit zu Zeit machen. Diese befinden sich zwar zum Theil auch unter der Erde, besonders in Torf- und Moorboden, aber auch über der Erde

in Höhlen, oder an Felsen und auf der Erdoberfläche selbst. Sie sind nicht in Stein eingeschlossen, oder gar selbst versteinert, wie die Produkte einer frühern Vorwelt, und können also auch noch nicht so alt seyn, als jene. Sie sind zum Theil selbst aus Steinen und Produkten der Urwelt angefertigt und diese müssen also eher da gewesen seyn, als die Fabrikate, die aus ihnen gemacht sind. Dahingegen die versteinerten Knochen, Werkzeuge und Kunstsachen in Sand- und Kalk-Flötzen, oder in Stein- und Braunkohlenlagern nur aus einer Zeit herrühren können, wo jene Felsen und Berge noch weiche Massen, oder jene Kohlen-Flötze noch Wälder und Grasfluren, oder Steppen waren. Denn wie hätten jene jetzt harten Massen sie sonst aufnehmen und einschließen können? Diese Verhärtung der Erdrinde muß vor geraumer Zeit geschehen seyn, wenn gleich dieser Proceß der Natur noch jetzt immer fortzudauern scheint und wenn gleich die Orientaler sich noch jetzt des Ausdrucks im gemeinen Leben bedienen: „Das geschah, als die Berge noch weich waren!“ —

In eine der letzten Perioden, vielleicht in die, welche unmittelbar auf die Zeit der Mammuths folgte, scheinen mir die hieroglyphischen Figuren in Stein, welche man in Amerika findet und deren Herr von Humbold erwähnt, zu gehören. Diese rühren wol nicht von den Vätern der Amerikaner her, wie die Wilden sich einbilden und die damals verfertigt worden seyn sollen, als das Wasser so hoch stand, daß man zu Schiffe nahe daran kommen konnte, oder in gleicher Höhe sich mit ihnen befand. Diese Figuren deuten auf eine Vorwelt, die, wie auch der Verfasser sagt, vor jenem hohen Was-

serstande herging. Fluthen und Strömungen des Meers waren es, welche jenen Steinzügen und Charakteren erst einen solchen hohen Standpunkt anwiesen; diese zerrissen die Berge, spülten die Erde von den Felsen ab und ließen sie nackt da stehen; so daß man nicht mehr ohne Gerüste zu ihnen hinzukommen und die Bilder daran nur noch in großer Entfernung wahrnehmen kann. Von dieser Ueberschwemmung hat Amerika in seinen großen Landseen und Morästen noch hinlängliche Spuren aufzuweisen und es hat ganz das Ansehn eines Landes, das noch nicht gar lange aus dem Wasser hervorgegangen ist. Das Meer muß eine geraume Zeit über dem Continente gestanden haben und folglich ist das damalige Menschengeschlecht von demselben, wo nicht ganz, doch größtentheils vernichtet. Die Väter der Amerikaner werden also wol nicht Lust oder Zeit und Gelegenheit gehabt haben, jene Züge und Figuren in Stein zu Schiffe anzufertigen, welches schon an sich unmöglich ist. Es kommt mir diese Legende eben so vor, als das Vorgeben der Einwohner von Sibirien; daß das Mammuth in der Erde lebe, gleich dem Maulwurfe, und nur zu Zeiten auf der Oberfläche erscheine, aber in der Erde sterbe. —

In diese frühere Periode der Erde, welche der unsern unmittelbar vorherging, scheinen mir auch jene Grabmäler im Moorboden und in den großen Höhlen in Amerika zu gehören, deren Leichen noch nicht versteinert, sondern nur verhärtet und aufgetrocknet sind; und deren Kleidungsstücke, Putz und Zierrathen höchst originell und von ganz anderer Art sind, als die unsern, oder die von frühern, uns bekannten Völkern. Auch diese

Ueberbleibsel von Menschen decket zum Theil die Erde, wenn nicht die Lage des Orts, in Höhlen auf hohen Bergrücken u. s. w. solches unmöglich machte. Denn eine große Fluth, die vielleicht öfters wieder kam, machte ja dieser Welt und Schöpfung ein Ende und führte eine Lage von Erde und Schlamm über sie her, worunter sie begraben wurde. Und da das Wasser eine geraume Zeit über der Erde stand, so konnte sich der Moorboden erzeugen und 10 bis 12 Fuß hoch sich ansetzen. Der Moorboden besitzt aber die Eigenschaft, die Körper lange vor Verwesung zu schützen.

In diese frühere Periode gehören vielleicht auch, wenn man sie nicht für spätern Ursprungs halten will, jene rohe, kolossale Steinmasse und Denkmäler in Stein, als die Riesenmauern, Hünengräber, Riesentempel und Altäre über der Erde, welche man den Riesen zuschreibt, wie schon der Name andeutet, die man bloß auf einander thürmte, ohne sie zu behauen, oder durch Mörtel und eiserne Klammern zu bevestigen. Ob die Menschen, welche diese kolossalen Denkmäler errichteten, riesenartig waren, wie man behaupten will, lasse ich hier unentschieden. Nothwendig war dies gerade nicht, wenn es gleich zu bewundern ist, wie sie solche Massen von Steinen, ohne die Mechanik zu verstehen, in die Höhe, ja an Oerter und in Gegenden hinbringen konnten, wo man dergleichen Felsmassen gar nicht antrifft. Auch die Aegyptier und Indier haben Werke von dieser Art vollbracht, die noch mehr Erstaunen erregen, und die wir zu unsern Zeiten wol bewundern, aber nicht nachahmen können. Und doch waren diese Völker nur gewöhnliche Menschen, wie wir. Vielleicht gehören aber diese kolos-

salen und zugleich rohen Denkmale in spätere Zeiten und sind gleichzeitig mit jenen herrlichen, kunstreichen Gebäuden in Indien und Aegypten, deren Alter man dort auf 8000 Jahre und darüber angiebt. Daß sie so roh und kolossal sind, kommt wol daher, weil alle Kunstsachen der Menschen anfangs grob und kolossal sind, bis endlich die fortgesetzte Ausbildung der Künste sie zierlicher, künstlicher und nach einem verjüngten Maaßstabe zu machen lehrt. Man denke nur an die ersten Büchsen, Donnerbüchsen, Kanonen, Uhren, welche letztere man jetzt so klein und zierlich macht, daß man sie in einen Ring fassen kann. Selbst die Natur geht diesen Gang; daher waren ihre ersten Gebilde in den Mammuths und andern Thieren der Vorwelt, riesenhaft und nach und nach erst bildeten sich ihre jetzigen Produkte zu einem schönern Ebenmaaße. — Die Rohheit und Unförmlichkeit jener Riesendenkmale im Norden von Europa kann auch von der Rauhigkeit des Klima's herrühren. Dies war Schuld, daß die Europäer in Künsten und Wissenschaften zurück blieben und es den glücklichen Bewohnern von Indien nicht gleich thaten, welche jene bewundernswürdigen Produkte der Kunst und jene Tempel unter und über der Erde hervorbrachten, welche dem Zahn der Zeit so lange widerstanden haben.

Aber wenn wir auch die kolossalen Tempel und Altäre, als die Stonehenge in England, die Riesenmauern und Gräber, nicht in die Urwelt versetzen, so scheint es mir doch wahrscheinlich, daß jene Grabmäler und Kunstprodukte in der Erde, wovon ich oben geredet habe, einer frühern Periode angehören, wenn sie gleich nicht gleichzeitig mit den Mammuths, oder gar

noch älter sind. Auch dieses Menschengeschlecht gieng wieder durch eine neuere Fluth unter, wie das erste in der Urwelt, und wurde unter Schlamm und Erde begraben. Es erzeugte sich ein neues Geschlecht entweder aus dem Schooße der Erde, unser aller Mutter, oder durch Fortpflanzung; weil vermuthlich auf den hohen Bergrücken in Asien und Amerika ein Stamm von ihnen übrig blieb, den das Wasser nicht erreichen konnte, und von welchem die wüste und leere Erde nach und nach wieder bevölkert wurde. — Aus ihnen bildete sich sehr früh ein Stamm am Caucasus, Taurus und Imaus, oder in Indien aus, der von weißer Farbe war und sich durch Bildsamkeit vor andern sehr auszeichnete. Die Ursprache desselben war das Sanscrit, die heilige Sprache der Braminen, worin ihre heiligen Bücher geschrieben sind, die aber längst ausgestorben ist, und die wol 100 Töchter hat, welche noch jetzt in Asien und Europa geredet werden. Zwar sind die Hindu's von brauner Farbe und von einem andern Stamme; aber sie scheinen frühzeitig in's Land gekommen zu seyn. Daher unterschied man sie schon früh durch den Namen Aethiopier, oder Mohren, weil man noch keine Afrikaner, oder wirkliche Neger kannte. In der Folge aber, als man näher mit Afrika bekannt wurde, trug man diesen Namen auf seine Bewohner über, und von der Zeit an verblieb er ihnen allein; wie Buttmann in seiner frühesten Erdkunde des Morgenländers gründlich gezeigt hat. Dieser weiße Menschenstamm, der sich sehr durch Energie von jenem braunen unterscheidet, der jetzt Indien bewohnt, breitete sich nun über einen großen Theil von Asien und Europa aus, und die Perser, Griechen, Araber, Juden, Chaldäer, Sy=

rer, Germanen und Gallier stammen von ihm ab, wie die Verwandtschaft der Sprachen beweiset, aus welchen ich hier eine große Menge Wörter hersetzen könnte, die alle mit einander verwandt sind. Von diesem weißen Menschenstamme, der in Asien sich bildere, rühren auch die meisten nützlichen Erfindungen, so wie fast alle Künste und Wissenschaften her, welche der menschliche Verstand erfunden hat, und wodurch das Leben verschönert und versüßt wird, namentlich die Baukunst, Bildhauerey und Malerey, die Astronomie, die Zeitrechnung, Geschichte und Erdbeschreibung, die Thierkreise, der Calender und die astronomischen Berechnungen, welche man noch jetzt in Indostan hat und die sich von dort über Aegypten und Europa verbreitet haben. Diesem weißen Volksstamme gebührt vor allen andern der Vorzug und er ist es, der sich die Welt in den Assyrern, Persern, Griechen, Römern, Deutschen, Galliern und übrigen Europäern unterworfen und Licht und Erkenntniß über die ganze Erde verbreitet hat, dem auch die drey besten und sehr weit ausgebreiteten Religionen, die jüdische, christliche und mahomedanische, ihren Ursprung verdanken. Durch ihn wird Amerika, Afrika und Südindien noch gebildet und eine bessere Religion, wozu jetzt schon durch Missionen und Bibelgesellschaften der Anfang gemacht wird, allenthalben eingeführt werden; bis sich die Cultur nach und nach über den ganzen Erdboden wird verbreitet haben und der Zweck der Schöpfung in Ausbildung der Erde und des Menschengeschlechts erfüllt ist. Dann wird eine neue Revolution, werde sie nun von einem Kometen, oder durch ein anderes Mittel bewirkt, auch dieser Periode der

Welt ein Ende machen und ein neues, vollkommneres Geschlecht der Menschen an die Stelle des vorigen treten, das sich gegen uns etwa verhalten wird, wie wir gegen die Affen und Orang-Outangs uns verhalten. —

Anhang.

I.

Sind Stein- und Braunkohlen ein wirkliches Minerale?

Jetzt, da der Holzmangel uns zwingt, immer mehr auf Ersparung des Brennmaterials zu denken und im Schooße der Erde Schätze von Kohlen aufzusuchen, welche sonst unbenutzt und unentdeckt geblieben wären; jetzt erregen diese unterirdischen Schätze immer mehr Aufmerksamkeit, selbst bey Menschen aus den niedern Ständen und bey Ungelehrten und man hört nicht selten sehr vernünftige, mitunter aber auch ganz sonderbare Urtheile über diese Kohlen fällen. Man sieht offenbar, daß das, was man aus der Erde zu Tage fördert, wirkliches Holz ist; man kann ja sogar die verschiedenen Baumarten daran noch unterscheiden und die Erfahrung lehrt, daß Kohlen von leichtem Holze nicht so gut heitzen, als Kohlen von hartem Holze. Es ist also wol nicht zu

leugnen, daß Braunkohlen von ehemaligen wirklichen Bäumen und Holzstämmen herrühren müssen. Gleichwol verleitet der Unglaube, oder vielmehr die Unwissenheit und die völlige Unbekanntschaft mit der Geologie und der Beschaffenheit unsers Erdkörpers in seinen frühern Perioden, zur Zweifelsucht und man sucht allerley scheinbare Einwürfe dagegen zu erheben. — Man kann es sich z. B. nicht erklären, wie die Bäume der Vorwelt, welche in den Schooß der Erde vergraben wurden, so dicht auf und über einander zu liegen kommen konnten, daß kein Zwischenraum entstand, wo Schlamm und Erde hineindrang und ihn ausfüllte; wie es zuging, daß die verkohlten Wälder, ohne Vermischung mit andern fremdartigen Körpern, eine einzige dichte Decke oder Wand gleichsam ausmachen, welches man ein Flötz oder eine Schicht nennt. — Daher neigt mancher sich auf die Seite derer, welche dieses Holz für ein wirkliches Minerale halten, oder glauben, Holz könne, wie Steine, in der Erde wachsen, — und so, wie es Steinschichten und Lagen in dem Innern der Erde gebe, so gebe es auch Holzschichten darin. — Als wenn die Wälder der Urwelt nicht dicht und stark genug gewesen wären, daß bey ihrem Untergange die Bäume so hoch über einander zu liegen kommen konnten, daß sie eine hinlängliche Decke bildeten, die keine andere fremde Körper hinzuließ, oder aufnahm! Die Braunkohlen-Flötze, welche wir, wenn es der Mühe werth seyn soll, bearbeiten, sind ein Ueberbleibsel von den **dichtesten Wäldern** der Vorwelt, welche durch eine große Kraft, durch Wind und Wasser, gewöhnlich nach einer gewissen Richtung, entweder nach Mittag, oder nach Mitternacht hin, niedergestreckt und über einander hergestürzt oder abgela=

gert wurden. *) In diesem Zustande lagen sie Jahrhunderte und hielten alle heterogene Theile ab, bis sich neue Schichten von Schlamm und Letten über ihnen formirten, worunter sie verkohlten oder versteinerten. Nichts ist natürlicher, als dies.

Jedoch muß man sich nicht vorstellen, daß diese Baumstämme allenthalben so hoch über einander liegen, wie in vielen Kohlen-Flötzen, die bearbeitet werden. Nein, man findet diese Baumstämme auch einzeln in der Erde und vermuthlich hier und da so zerstreuet, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, sie aufzusuchen. Viele einzelne Stämme sind auch vielleicht schon ganz zerfallen, mit Erde vermischt, oder haben sich in Asche und Erde aufgelöset. Sie konnten also auch keine Decke bilden, noch sich rein und unvermischt erhalten.

Ich kann nicht unterlassen, hier eine Stelle aus Wendelstadts Briefen über den Westerwald herzusetzen, welche die Sache in ein deutliches Licht setzt. Sie lautet so:

„Es giebt viele Leute, selbst kluge Männer, welche glauben und vest behaupten, das bituminöse fossile Holz sey, so wie man es in der Erde findet, ein unterirdisches Produkt, so gut, als es andere Mineralien seyen. Sie gestehen die Aehnlichkeit mit dem Holze unsrer Wälder ein, aber sie bestehen darauf, daß diese

---

*) Es kann auch seyn, daß das Meer die Baumstämme, gleich dem Treibholze, zusammengetrieben und über einander gehäuft hat. Daher die klafterhohen Lagen und Schichten.

Aehnlichkeit nichts entscheide, und beziehen sich auf die regelmäßigen Krystallisationen in den Erzen, dem Steinsalze, den regelmäßigen Säulensteinen, die sich auch alle in dem Schooße der Erde ursprünglich gebildet hätten, und suchten mich dadurch zu überzeugen." —

„Vergebens setzte ich ihnen das evidenteste Werk großer Fluthen und Schwemmen, die Knochenküsten von Cerigo, die Knochenflötze der Küsten von Gibraltar und Dalmatien entgegen. Auch diese Knochen der Quadrupeden konnten so gut, als die Knochen der Mammuths, ihrer Meinung nach das Werk einer ursprünglichen Krystallisation seyn! — Sie wollten nichts von den Knochen und Otterpfoten, die man im Mergelschiefer und von Gebeinen, welche man im Gips bey Montmartre und im Oeninger Stinkschiefer entdeckt hat, hören. Alles das war so erschaffen. — Ich mußte über die Bergleute in den Höhner Gruben, deren Meynung ich ausforschte, lachen, als sie mir sagten: unser Herrgott ließe Aepfel auf den Bäumen wachsen, er habe deren auch in der Erde erschaffen (man nennt hier die Kartoffeln Erdäpfel); es gäbe ja obererdige und untererdige Kohlrüben; so gäbe es auch obererdiges und untererdiges Holz!" *) —

Tout comme chez nous! könnte ich hier hinzusetzen. — Aber nicht bloß Ungelehrte, sondern selbst Gelehrte und Naturforscher halten die **Steinkohlen** zum Theil noch jetzt für ein wirkliches Minerale. Sie

*) Briefe über den Westerwald von Dr. Wendelstadt. Allg. Anz. von 1810. Nro. 32. S. 354. seq.

unterscheiden zwar beydes, Braun- und Steinkohlen, mit Recht durch die Namen lignum fossile, oder oryctodendron und lithantrax, Glanz-Steinkohle; aber sie halten die Steinkohle doch für kein wirklich aus Vegetabilien bestehendes und in Stein übergegangenes Produkt. Gleichwol besteht letztere so gut, wie die erstere, ursprünglich aus Holzbestandtheilen, die aber in Stein übergegangen sind. Parrot hat bewiesen, daß diese Kohlen nichts anders sind, als vegetabilische Ueberbleibsel von Sumpfspflanzen, Moosarten, Heidekraut und dessen Stengeln und Zweigen; sie sind also das, was wir Torf, Rasen u. s. w. nennen, welcher den Boden der Urwelt bedeckte und mit der Zeit und nach Ansetzung einer neuen Erdrinde in Stein überging. Wahrscheinlich werden auch unsre Heiden, Aenger und Torfmoore einst eben das Schicksal haben und bey einer künftigen neuen Umwandlung unsers Erdkörpers sich in Stein verwandeln, um den künftigen neuen Bewohnern der Erde zur Feuerung zu dienen. —

Wie nun dieser Versteinerungs-Proceß zugeht, und wie sich Holz in Stein verwandeln kann, das ist uns noch dunkel. Nur so viel ist gewiß, daß Holz nicht in der Erde wachsen, oder durch Versteinerung erst entstehen kann. Denn die Bildung eines Steins ist eine ganz andere Operation, als die Bildung und das Wachsthum des Holzes. Mineralien entstehen durch Anschießen und Krystallisation, durch Aggregation und Ansetzen, durch Verhärtung, welche durch Erdsaft, Erdpech, Erdharz u. s. w. bewirkt wird. Dagegen Holz und Vegetabilien nur von Innen heraus durch Anziehen und Verarbeitung homogener Säfte entstehen und wachsen können. Das Wachsthum der Bäume und Pflanzen ist

schon eine Art Leben, welches man das Pflanzenleben nennt und dem Leben der Thiere nahe kommt; nur daß die Pflanzen keine Empfindung haben und sich nicht von der Stelle bewegen können. Zu dem Entstehen der Steine und Mineralien werden aber nur todte chemische Kräfte erfordert. Es ist also auch eine Unmöglichkeit, daß Pflanzen und Bäume, oder Holz, in der Erde wachsen und entstehen können, wie Steine. Zu jenem gehört eine Art Leben, welches nur über der Erde, in Verbindung mit Licht und Luft, und durch Hülfe der Wurzeln und anderer Saugwarzen Statt finden kann, wodurch die Vegetabilien ihre Nahrung einsaugen und in die Röhren, woraus der Stamm besteht, vertreiben. Es müßte also durch ein Wunder geschehen, wenn Holz auf eine andere Art, als auf dem natürlichen Wege, sich erzeugen sollte, der ihm von der Natur selbst vorgeschrieben ist. Das Holz, was man unter der Erde findet, muß nothwendig auf der Oberfläche der Erde gewachsen, nachher aber verschüttet und verkohlt, oder versteinert seyn. Anders konnte es nicht entstehen. Das lehrt die gesunde Vernunft. —

Daß aber die Braunkohlen, oder die Baumstämme der Urwelt, nicht immer so dicht über einander zu liegen brauchen, um sich rein von Erdtheilen und fremden Körpern zu erhalten, lehrt die Erfahrung. Wie verschieden die Dicke und Höhe der Braunkohlen-Lagen sey, sieht man aus folgender Beschreibung dieser Flötze am Westerwalde von Wendelstadt in den oben angeführten Briefen. Er sagt: „Wer glaubt, in dem Flötze läge Baum an Baum, der irret sich gewaltig. Man unterscheidet zwey Holzlager oder Flötze; eine jede dieser Flötze ist 3 — 4 Schuh mächtig; — sieht braunschwarz

aus, besteht aus chaotisch über einander geworfenem bituminösen und ehedem zu Erde gewordenen Holze, welches wieder verhärtet ist und als eine braune, glänzende, im Bruche aber matte Masse, eingemengt ist. Es finden sich manchmal ganze Stämme von Bäumen und ein solcher fünf Fuß langer und wenigstens zwey Fuß dicker Baumstamm war gerade, als ich dort war, aus der Grube geschafft worden. Das sich vorfindende bituminöse Holz ist noch so unverändert, daß man Splint, Rinde und jede Holzfaser deutlich unterscheiden kann. Man erkennt die Baumart sogar, als Buche, Birnbaum u. s. w."

„Das Hauptfallen dieser Holzlager ist von Mitternacht gegen Mittag hin. Sie ziehen unter der ganzen Gegend her. An manchen Orten liegt das bituminöse Holz gleich unter einer Schicht von Dammerde und man kann sie ohne alle Mühe, auf der Erde stehend ausgraben, wie dies zu Marienberg der Fall ist; an andern Orten aber ziehen sie 20 — 70 Lachter unter der Erde."

Dies wird mehr, als hinlänglich seyn, zu beweisen, daß die Braunkohlen wirkliche Ueberreste von Bäumen der Urwelt und nicht erst nachher in der Erde gewachsen sind; da man sich durch die großen Baumstämme, die man mitunter ausgräbt, und die noch nicht in kleine Stücken zerfallen sind, überzeugen kann, daß auch das Uebrige wirkliche Bäume gewesen seyn müssen.

Auch in hiesiger Gegend hat man seit kurzem mehrere Braunkohlen-Flötze entdeckt, und die Kohlen werden schon häufig und mit gutem Erfolge in Oefen,

auf dem Feuerheerde, auch zum Bierbrauen, Brannte=weinbrennen und Salzsieden gebraucht, wodurch dem großen Holzmangel abgeholfen wird. Es finden sich diese Kohlen, welches zu bemerken ist, gewöhnlich in Gegenden, wo auch jetzt wieder, wie in der Urwelt, große Waldungen sich in der Nähe befinden, als am Elm, Huy u. s. w. z. B. bey Hornhausen, Völpke, Runstedt, Büddenstedt. Ihre Güte ist sehr verschie=den, welches eine natürliche Folge der Holzart ist, woraus sie entstanden sind. So sind z. B. die Horn=häuser und Büddenstedter besser, als die andern und geben mehr Hitze; erstere enthalten auch nicht so viel Schwefel und geben daher nicht einen solchen Geruch von sich. Ueberhaupt würden die Kohlen mehr ge=schätzt und benutzt werden, da man mit ihnen ungleich weiter, als mit Holze kommt, wenn sie nicht einen so starken Schwefeldampf im Hause verbreiteten, der für manche Lunge schädlich und unerträglich ist. Es hat dieser Dampf auch noch den Nachtheil, daß alle Metalle davon anlaufen, weswegen ihr Gebrauch in Kaufladen, wo Metall=Waaren verkauft werden, nicht anzurathen ist; sogar die Malerey in Vorzim=mern und Sälen, worin sich Kamine befinden, ver=dirbt von diesen Schwefeldämpfen und in den Zim=mern, die mit Braunkohlen geheitzt werden, verbrei=tet sich ein Geruch, der dem von faulen Eyern gleicht. Vielleicht aber ließe sich diese Unannehmlichkeit da=durch verhüten, daß man sie vor dem Gebrauche erst abschwefelte, welches, wie ich mich entsinne, schon ein Mal in Vorschlag gebracht worden. — Könnte dieses Uebel gehoben werden, die Kohlen würden weit mehr Liebhaber finden, und man würde gern etwas

mehr für einen Wispel abgeschwefelter geben, als solcher, die nicht abgeschwefelt wären, um nur des abominabeln Geruchs überhoben zu seyn. —

II.

Ueber die Existenz der Wassermenschen.

Die Existenz der Syrenen, oder Wassermenschen, deren die alten Classiker so oft erwähnen, und an deren Daseyn man in unsern ungläubigen Zeiten oft gezweifelt hat, scheint sich von neuen, wie so viel anderes, was uns die Alten in ihren Schriften erzählen, und was man für Fabeln hielt, zu bestätigen. Man hat seit einiger Zeit oft dieser Meermenschen in Zeitungen erwähnt und die Schiffer wollen bald hier, bald dort, dergleichen menschenähnliche Geschöpfe, die halb Mensch, halb Fisch sind, entdeckt und gesehen haben, ohne daß man eine solche Creatur habhaft werden und genauer untersuchen konnte. Jedoch erinnere ich mich, vor einiger Zeit in einem Journale gelesen zu haben, daß ein gewisser Engländer, der Wasservögel am Meeresufer schießen wollte, ein solches menschliches Geschöpf im Wasser entdeckte und darnach schoß. Der Schuß verfehlte es

zwar, wenigstens wurde es nicht getödtet, und es tauchte sogleich unter. Der Jäger schickte aber seinen Jagdhund in's Wasser, der es bey den Haaren, die grünlich waren, aus dem Wasser zog. Er setzte es in einen Wasserkübel und futterte es, um es dem Publikum zu zeigen. Was aber weiter daraus geworden ist, hat man nicht erfahren. —

Jedoch habe ich nach der Zeit eine merkwürdige Geschichte in einem Französischen Buche, welches viele Anekdoten enthält, gefunden, welche die Existenz dieser Wassermenschen zu bestätigen und in Gewißheit zu setzen scheint, und die ich hier dem Publikum mittheilen will.

Zuvor bemerke ich hier nur noch im Allgemeinen, daß die Existenz solcher Wassermenschen mir nicht unmöglich scheint. Die Erde enthält zwey große Fluida, worin die Pflanzen und Thiere, die unser Erdkörper enthält, leben, das Wasser und die Luft. Beyde sind nur durch den höhern Grad von Condensität unterschieden, und die Luft, worin wir und die Landthiere leben, ist nur weniger schwer und dicht, als das Wasser. Uebrigens sind wir und unsre Mitgeschöpfe auf der Erde eben sowol Wassergeschöpfe, wie die Fische, und leben nur in einem verdünnten Luft-Meere, außer welchem Elemente wir eben so wenig existiren können, als die Wasserthiere außerhalb dem Wasser. —

Beyde Elemente, Luft und Wasser, haben aber auch ihre eigene Welt und alle Arten von Landthieren sind im Wasser nachgeahmt, so viel es die Umstände leiden wollten. Von den vierfüßigen Thieren finden wir im Meere die Wallrosse, Seehunde,

Seebären, Seelöwen u. s. w., ohne die Amphibien zu erwähnen, die Crocodille, die Flußpferde, Seekühe, welche halb zu den Land- und halb zu den Wasserthieren gehören. Die Fische sind gleichsam das im Meer und in den Flüssen, was die Vögel in der Luft sind. Beyde bewegen sich in ihrem Elemente durch Flügel, Schwimmfüße, Schwänze und Flossen fort. Der Wallfisch gehört schon halb zu den Thieren, welche lebendige Junge gebären und sie an ihren Brüsten säugen, wie die vierfüßigen Thiere. Wie viele Arten von Schnecken, Insekten und Gewürmen aber leben nicht im Meere, wovon die Fische leben, wie die Vögel! Und hat nicht das Meer so gut, wie das trockne Land, seine Stauden, Pflanzen und Gewächse? Hat es nicht Seegräser, Tank- und Thierpflanzen? Sollte es also nicht auch ein menschenähnliches Geschöpf enthalten, das dem Affen gleicht, da alle Erzeugnisse des trockenen Bodens darin nachgebildet sind? Mir scheint solches nicht unwahrscheinlich zu seyn und ich werde in meiner Meinung durch nachstehende Anekdote noch bestärkt, die ich hier wörtlich übersetzen will.

„Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ging ein englisches Schiff, der Stadt Hall (vermuthlich Hull) gehörig, sechzig Meilen von London gelegen, an der nördlichen Küste von England, auf den Wallfischfang nach dem Meere von Grönland. 150 Meilen vom vesten Lande entfernt, sah es sich auf einmal gegen Mittag von 60 bis 80 kleinen Barken umgeben, von welchen jede mit einem Menschen besetzt war. Man hatte sie nicht sobald entdeckt, als schon die Chaluppen des Schiffes alle Mühe anwandten, darauf los zu rudern, um einiger derselben sich zu bemächtigen. Als

aber diejenigen, welche diese kleinen Barken führten, welche sie mit zwey kleinen Rudern lenkten, solches erblickten und merkten, daß die Chaluppen sie erreichen würden, tauchten sie allesammt mit ihren Fahrzeugen sogleich unter das Wasser, und den ganzen Tag erschien nur eine wieder von ihnen. Diese kam wieder über das Wasser, einen Augenblick nachher, als sie untergetaucht war, weil sie eins von ihren Rudern zerbrochen hatte. Nach einer vierstündigen Jagd und nachdem die kleine Barke hundertmal versucht hatte, unterzutauchen, wurde sie durch die Annäherung der Chaluppen endlich mit dem, der darin saß, gefangen genommen. Man brachte ihn an Bord des Schiffes, wo er 20 Tage lebte, ohne irgend etwas von Nahrungsmitteln zu sich nehmen zu wollen, und ohne ein Geschrey, oder einen Laut von sich zu geben, woraus man hätte schließen können, ob er eine Art von Sprache rede; aber er seufzte unaufhörlich und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Er war wie ein anderer Mensch gebildet, hatte Haupthaare und einen langen Bart: aber vom Gürtel an war sein Leib mit Schuppen bedeckt." —

„Was das Fahrzeug betrifft, so hatte es 8 bis 9 Fuß Länge und war sehr schmal, besonders an den beyden Enden. Das Zimmerwerk daran war von Fischknochen bis auf den Sitz, auf welchem der Mensch saß. — Es war inwendig und auswendig mit Seehundsfellen bedeckt, welche an einander genähet waren. Diese Art von Bekleidung hatte in der Mitte eine Oeffnung, so groß, daß der Ruderer hinein konnte, und diese Oeffnung war mit einer Art von Beutel oder Sack von der nämlichen Haut eingefaßt, womit der Mensch, der bis an den Leib in der Barke sich befand, sich so vest mit-

telst starker Stricke, auch von Seehundsleder gemacht, umgürtete, daß kein Wasser hineindringen konnte." —

„Vor ihm befanden sich zwey Stücke von der nämlichen Haut, welche an der Bedeckung angeheftet waren und zwey Taschen bildeten. In der einen fand man Angelschnüre und Hamen, oder Angel, von Fischknochen gemacht; und in der andern Fische, welche erst vor kurzem gefangen zu seyn schienen." —

„An der Seite des Ruderers waren 2 kleine Ruder, an dem Schiffe durch zwey Bänder bevestigt, gleichfalls von Seehundsleder verfertigt."

„Diesen ganzen Apparat, mit dem aufgetrockneten Menschen, kann man noch heut zu Tage zu Hall, in dem Saale der Admiralität, sehen, und der Verbal-Proceß dieser Entdeckung, welcher von dem Schiffs-Capitain und der ganzen Equipage beglaubigt ist, findet man in dem dortigen Archiv der Stadt." —

Die Herausgeberin dieser Auswahl von Anekdoten, die Bürgerin B. Debarle, Frau des Poncelin, setzt hinzu: „Dieses Factum wird von dem Indischen Philosophen Telliamed, per anagramma de Maillet, französischem Consul zu Cairo, erzählt, um sein System zu unterstützen, nach welchem die Menschenragen aus den Fluthen des Meers hervorgegangen sind; ein sehr verführerisches System, welches so viel Wahrscheinlichkeit hat, daß es beynahe an die Demonstration reicht." *) —

*) Choix d'Anecdotes, anciennes et modernes, receuillies des meilleurs auteurs, par la Cit. B. Débarle, femme Poncelin. à Paris. 1801. T. 1. p. 215.

Wäre diese Geschichte wahr und nicht von Maillet zur Unterstützung seiner Hypothese, daß die Menschen aus dem Wasser hervorgegangen, welche er von den Braminen entlehnt hat, erfunden, welches doch nicht wahrscheinlich, weil die Sache gar zu genau und umständlich erzählt ist; so könnte man nicht länger an der Wahrheit zweifeln, daß es im Meere so gut Menschen gebe, als auf dem vesten Lande. Um zur Gewißheit in der Sache zu kommen, dürfte nur ein Gelehrter, besonders ein Naturkundiger, die Sache an Ort und Stelle untersuchen, da vermuthlich das aufgetrocknete Skelett, oder die Mumie dieses Wassermenschen, in Hull auf der Admiralität noch zu sehen seyn wird. Bis dahin bleibt die Sache noch ein Problem; es müßte denn die Wahrheit durch eine neue Entdeckung, deren in unsern Tagen so viele gemacht werden, an den Tag kommen. Vorerst müssen wir uns bey dem, was wir schon wissen, beruhigen. Künftige Zeiten und Nachforschungen werden uns auch hierin ein Licht aufstecken und die Sache zur Gewißheit bringen, oder das Gegentheil beweisen. Nil mortalibus arduum est. —

III.

Ueber das Daseyn des Einhorns.

Das Daseyn des Einhorns wird eben so, wie das der Meer- und Wassermenschen bestritten, und man hält dieses Thier, das so oft abgebildet ist und dem Königl. Hannöverschen Wappen zum Schildhalter dient, für ein fabelhaftes. Jedoch ist man demselben in unsern Zeiten auf die Spur gekommen. Ein Engländer, dessen Name mir entfallen ist, hat auf seinen Reisen ein Troglodyten-Volk entdeckt, welches große, unterirdische Höhlen bewohnt und eine besondere Kunstfertigkeit im Zeichnen und Malen besitzt. Die Höhlen, welche es bewohnt, sind inwendig mit vielen Figuren und Umrissen von natürlichen Gegenständen, besonders von Thieren, an den Wänden bemalt, welche ziemliche Aehnlichkeit haben. Unter den Thieren, welche in diesen unterirdischen Wohnungen abgebildet sind, befindet sich auch fast jedesmal das Einhorn. Da nun die übrigen Thiere in diesen

Höhlen keine fabelhafte, sondern wirklich existirende sind, so läßt sich mit Recht daraus schließen, daß auch das Einhorn ein bekanntes Geschöpf seyn muß, was noch jetzt in jenen Gegenden der Erde lebt und sich aufhält. Der Entdecker erkundigte sich nach den Umständen genau und hörte von den Eingebornen, daß dieses Thier noch wirklich lebe und sich in den dicksten Waldungen aufhielte; daß es aber sehr scheu sey und beym Anblick von Menschen sogleich die Flucht ergriffe. Jener Reisende gab sich alle Mühe, das Geschöpf in Natur zu sehen, aber sein Wunsch wurde durch Umstände, die er in seiner Reise angegeben hat, vereitelt; er zweifelt aber keinesweges, daß man dasselbe bey fortgesetzten Nachforschungen noch wirklich entdecken werde. Bis dahin müssen wir uns denn beruhigen.

Indessen, wenn auch dies Thier in unsrer jetzigen Welt nicht mehr seyn sollte; so zweifle ich keinesweges daran, daß es nicht in der Urwelt gewesen ist, welche so manches Geschöpf enthielt, das wir jetzt nicht mehr kennen, und wozu sich das Original nicht mehr findet. Ich werde in diesem Glauben durch eine Entdeckung bestärkt, welche man vor vielen Jahren bey Quedlinburg im Sebeckenberge, welcher aus einem Gipskalk-Flötz besteht, gemacht hat. Der ehemalige Bürgermeister Wallmann daselbst liefert uns davon in seiner „Beschreibung der Alterthümer der Stiftskirche zu Quedlinburg" die Geschichte dieses daselbst ausgegrabenen Einhorns in einer Note. *) Ich will meinen Lesern,

*) Abhandlung von den schätzbaren Alterthümern der hohen Stiftskirche zu Quedlinburg, nebst der Geschichte eines

denen dieses Buch wol nicht zu Gesichte kommen wird, und worin eine Abbildung des Thiers sich befindet, hier einen Auszug daraus liefern. Es wird durch diese merkwürdige Entdeckung, die authentisch beschrieben und documentirt ist, die Zahl der urweltlichen Thiere noch um Eins vermehrt, von welchen Oken in seiner Zoologie schon drey in das System aufgenommen hat, das Megatherium, Anoplotherium und Palacotherium. Wallmanns Worte lauten so: (S. 125.)

„Das ehemalige Dorf Gersdorf lag unter einem hohen und langen Berge, jetzt der Sebeckenberg und in alten Zeiten der Zeunickenberg genannt. Dieser Berg, der sich nach der Länge aus Südost nach Nordwest zieht, ist wegen einer daselbst gefundenen Seltenheit merkwürdig. Auf demselben sind seit undenklichen Zeiten Kalkhütten angelegt, deren Besitzer die nöthigen Kalksteine daselbst brechen. In einem dieser Kalksteinbrüche ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gerippe eines Einhorns, dessen Knochen in kalkartigen Stein auswendig verwandelt worden und zugleich der Kopf desselben mit dem Horne ausgegraben worden. Die Knochen dieses Gerippes, wovon noch einige vorhanden, und die auswendig wie Kalkstein, inwendig aber gelblich aussehen und die Markröhren noch haben, habe ich auf hiesigem Stifte vor einiger Zeit gesehen. Ich kann auch von diesen Knochen ein Stück zeigen, das wie Kalkstein aussieht und sich brechen läßt, inwendig aber gelb ist.“

---

hieselbst ausgegrabenen Einhorns, von Joh. Andr. Wallmann, Quedlinb. 1776., mit einem Kupfer.

„Diese Geschichte ist keinem Zweifel unterworfen; denn es ist solche nicht allein in Quedlinburg noch verschiedenen Personen aus der Erzählung ihrer Voreltern bekannt, sondern es hat auch selbige Otto de Guericke in Tract. de vacuo spatio. Lib. 5. pag. 155. bestätigt. Er meldet daselbst, daß zu seiner Zeit im Jahre 1663 zu Quedlinburg in einem Kalksteinbruche des Zeunickenberges das Gerippe eines Einhorns ausgegraben worden, welches in der Stellung, wie die Thiere sich hinten niedersetzen, sich vorgefunden habe, mit aufgerichtetem Kopfe und mit den Vorderfüßen aufgestemmet, mit den Hinterfüßen aber niedergesessen. — Dieses Thier habe ein fast fünf Ellen langes Horn, das unten an dem Kopfe so dick, als das Schienbein eines Menschen und nach Verhältniß zugespitzt gewesen, gehabt. — Die Knochen dieses Thiers wären allesammt, mit dem Kopfe und Horn, wie auch Rückgrad und Rippen, auf das Stift gebracht worden. — Der große Leibnitz hat in seiner von dem Herrn Scheid herausgegebenen Protogaea pag. 63. die Wahrheit dieser merkwürdigen Begebenheit ebenfalls zu Tage gelegt und in der beygefügten Tab. 12. das gefundene Gerippe dieses Einhorns im Kupferstiche so beygebracht, wie dessen Lage gewesen und es ihm im Abrisse von Quedlinburg zugeschickt worden; ich habe auch auf der Kupfertafel meiner Schrift, die dem 3ten Abschn. des 2ten Cap. beygefügt ist, diese Abbildung nachstechen lassen.“

„Dieses Gerippe“ fährt Wallmann fort, „ist von keinem Seethiere, sondern von einem Landthiere gewesen, wie der berühmte Leibnitz bezeuget und das Gerippe zu Tage geleget hat. — Ich muß noch, um den

Kupferstich begreiflicher zu machen, hinzufügen, daß die Steinbrecher die Knochen der Hinterbeine, ehe sie die übrigen Theile des Gerippes gesehen, aus Versehen abgebrochen haben; daher auch die Abbildung ohne Hinterbeine gemacht worden, doch so, daß das Uebrige des Gerippes in seiner natürlichen Lage vorgestellt ist, wie es in der Erde gefunden."

Wallmann fügt nun noch sein Urtheil hinzu, wie dieses Thier hierher gekommen, und meynt, es sey von den Fluthen der Sündfluth, an deren Allgemeinheit man damals noch glaubte, dahin getrieben und unter dem Schlamme vergraben worden: oder es sey, nach der besondern Lage zu urtheilen, worin es gesessen, lebendig in die Höhle geflüchtet und von dem niedergestürzten Erdreiche von hinten zu verschüttet; weswegen es mit den Hinterbeinen stärker niedergedrückt worden, der Vorderleib aber habe sich wieder herausgearbeitet und deshalb seine aufrechte Stellung behauptet. Im letztern Falle ist er geneigt, anzunehmen, daß es in dem nördlichen, gemäßigten Erdstriche vor der Sündfluth schon Einhörner gegeben habe. — Daß es aber noch jetzt dergleichen gebe, beweiset er aus folgenden Anführungen, die ich aber nicht unterschreiben mag. —

„Büsching in seiner neuen Erdbeschreibung, (Thl. 5. Abthl. 1. S. 484.) meldet, daß Breitenbach und Felix Fabri auf der Reise nach dem peträischen Arabien, als sie in den Gebirgen gereiset, auf einer Spitze des Berges von ferne ein Thier gesehen hätten, das größer, als ein Kameel gewesen, und das ihre Führer, die Araber, für ein Einhorn gehalten; Harant aber gewiß versichert hätte, daß es ein Einhorn gewesen sey.

In der Bildergeographie (von Christoph Riegels Wittwe zu Nürnberg 1770 herausgegeben) S. 687 wird gesagt, daß in Abyssinien ein merkwürdiges vierfüßiges Thier sey, welches ein Horn auf der Stirn habe, und Arwesaris genannt, von einigen aber für das Einhorn gehalten würde. — Münster in seiner Kosmographie S. 1351 sagt, daß das Einhorn so groß, als ein drittehalbjähriges Füllen und von Farbe dunkelbraun sey, daß es ein schwarzes Horn, 2 bis 3 Ellen lang vor der Stirn, einen Kopf als ein Hirsch, einen langen Hals, kleine Schenkel und ein wenig gespaltene Klauen habe. Plinius (in hist. natur. lib. 2. cap. 44) nennt das Einhorn den indianischen Esel; und Leibnitz (in seiner Protogäa S. 63.) schreibt, daß Hieronymus Lupus und Balthasar Tellesius gemeldet hätten, daß in Abyssinien das vierfüßige Einhorn von der Größe eines Pferdes gesehen worden. *) — Wenn man also die Geschichte unsers gefundenen Gerippes, und die Nachrichten der angeführten Schriftsteller erwäget: so wird man auch glauben müssen, daß die Meinung derer, die das Nasehorn für das Einhorn der Alten halten wollen, nicht gegründet sey,"

Der Verfasser kommt nun noch auf eine andere Entdeckung durch die Kalkbrenner, welche ebenfalls im dortigen Zeunickenberge gemacht worden und die er mit folgenden Worten erzählt:

„Die Nachricht eines Freundes hat mich auf die

---

*) Vermuthlich war dies und andere Thiere, die man für das Einhorn hielt, der Cudu, eine Art von Antilope, wie Blumenbach meynt.

Spur zu einer zweyten Seltenheit gebracht und durch dessen gütige Bemühung bin ich aus Gerichtsprotokollen, die wegen dieser gefundenen Merkwürdigkeit abgehalten sind, benachrichtiget worden, daß in dem Jahr 1701 abermals in dem Zeunickenberge bey dem Kalksteinbrechen die Knochen von einem fremden Thiere nebst dem Kopfe und einigen Stücken von dem Horne desselben ausgegraben sind; das Gerippe aber von den Arbeitsleuten zerschlagen und nur der Kopf, der nebst einigen aus dem Schutte hervorgebrachten Stücken des Horns zur Stadt gebracht, noch ganz erhalten worden. Ich habe diesen Kopf und ein Stück des abgeschlagenen Horns vor einigen Jahren gesehen und man wollte denselben für den Kopf eines Nasehorns halten, wovon ich aber jetzt nichts Gewisses sagen kann, weil ich es vergessen habe, wo das Horn am Kopfe gesessen hat, und ob dasselbe noch daran gewesen ist, oder nicht. Der Sohn des Kalkbrenners Giebel, schon ein bejahrter Mann, dessen Vater diese Entdeckung gemacht hatte, versicherte mir, daß er mit erstern, als ein junger Mensch, in den Kalksteinbrüchen auf dem Sebeckenberge gearbeitet und von ihm vernommen habe, daß der gedachte Kopf und die Stücke des Horns, das etwa eine Viertelelle lang gewesen sey, noch auf der Stirn gesessen habe; — das übrige aber von dem Horne und Gerippe durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit der Tagelöhner in kleine Stücken zerschlagen und tief unter dem Schutte vergraben sey, jedoch einige kleine Stücke wieder aufgesucht und mit dem Kopfe nach der Stadt gebracht worden: Ferner, daß das Stück Horn so dick, als das Schienbein eines Menschen gewesen und fast die Farbe und Glasur des Elfenbeins gehabt habe, sonst aber steinartig und so gebildet gewesen, daß es aus lau=

ter über einander gewachsenen Blättern oder Ringen, die sich hätten abblättern lassen, bestanden und daß deshalb die Leute gesagt hätten, man könne hieraus die Jahre des Thiers erkennen und müsse demselben so viel Jahre zuschreiben, als das Horn Blätter oder Ringel hätte: imgleichen auch, daß dergleichen Höhlen, worin die Knochen gefunden würden, zwischen Steinklippen befindlich und ungefähr acht Ellen tief mit buntfarbiger Schlammerde angefüllt wären."

„Es sind auch" heißt es daselbst weiter, „nachher zu verschiedenen Zeiten verschüttete und zwischen Steinklippen belegene Höhlen mit besondern Knochen ungefähr acht Ellen tief unter der Erde oben auf dem Zeunickenberge von den Kalksteinbrechern gefunden; diese Knochen aber von den Arbeitsleuten aus Unwissenheit zerschlagen und unter dem Schutte vergraben, jedoch einige Stücke davon zuweilen aufbehalten worden. Von diesen Stücken habe ich einige Zähne erhalten, die für Zähne eben desselben Einhorns gehalten worden und ihrer eigenthümlichen Struktur nach keine Zähne von hiesigen Landthieren seyn können. Sie sind noch nicht versteinert und von einem nicht sehr alten Thiere; weil die Kronen derselben, die weit zierlicher und feiner, als die Pferdezähne gekerbet, fast noch gar nicht abgeschliffen sind." —

„Diese Zähne sind folgende:

1) Ein Backenzahn. Er ist aus dem Oberkiefer der zweyte Hinterzahn und zwey Zoll lang, ein und einen halben Zoll breit und etwas über einen Zoll dick. Die Bildung dieses Zahns ist, so wie der folgenden Zähne, von der Beschaffenheit, daß sie mit der Struc-

tur anderer Zähne von hiesigen Landthieren nichts gemein hat. Er hat tiefe, nach der Länge gebildete Streifen und eine besonders fein gekerbte und scharfe Krone.

2) Ein Backenzahn. Er ist aus dem Oberkiefer der dritte Zahn und zwey und einen halben Zoll lang, einen Zoll breit und eben so dick, daß er also eine vier=eckige Gestalt hat, jedoch ein wenig gekrümmt ist. Er hat, wie der erste Zahn, eine zierliche Krone und ist mit geraden, tiefen Furchen und erhabenen Streifen wechselsweise versehen.

3) Ferner ein Backenzahn. Er muß der dritte Backenzahn seyn und ist drey Zoll lang, einen Zoll und eine Linie breit, und dreyviertel Zoll dick. Er hat die nämliche Krone und dieselben Streifen, wie der vorige.

4) Noch ein Backenzahn; er ist der zweyte Backen=zahn, der zunächst an dem letzten gesessen hat und ist einen Zoll kürzer, als der vorher beschriebene, jedoch fast eben so breit und dick. Die Furchen sind etwas flacher als die Reifen der andern Zähne; die Krone aber kommt mit selbigen überein.

5) Auch ein Backenzahn. Er ist der hinterste, zwey und einen halben Zoll lang, einen und einen hal=ben Zoll breit und einen halben Zoll dick. Die Struc=tur dieses Zahns hat das Vorzügliche, daß er so gestal=tet ist, als wenn drey Vorderzähne in der Breite zusam=mengewachsen wären, welches besondere Kerben oder Einschnitte macht. — Die Krone ist eben so, wie die Kronen der andern Zähne. Endlich

6) ein Vorderzahn. Er ist zwey und einen halben Zoll lang, dreyviertel Zoll breit und eine und eine halbe Linie dick, auch etwas gekrümmt. Dieser Zahn hat in der Krone zwey längliche Vertiefungen, die man bey den Pferden die Kunden nennt, hat aber keine tiefe Kerben nach der Länge des Zahns."

„Die vier letzten Zähne sind gewiß aus dem linken Kinnbacken des Einhorns; und einen Theil des zu diesen Zähnen gehörigen Kopfes, und zwar den Theil, der unter der Stirn anfängt, und bis zum Nasenknorpel reicht, kann ich auch zeigen. Ich könnte noch einige Nachrichten des oben erwähnten Kalkbrenners Siebel von weit größern Zähnen, die er vor einigen Jahren in dem Sebeckenberge ausgegraben und an Liebhaber verschenkt hat und welche die Größe der Backenzähne eines Nasehorns gehabt haben können, hier mittheilen; weil aber vielen meiner Leser mit Knochen und Hörnern kein angenehmer Dienst erwiesen wird, so will ich diesen Artikel hiermit beschließen!" —

Hätte der gute Mann die Wichtigkeit dieser Entdeckung in Hinsicht der Geologie und Naturgeschichte besser gekannt, er würde nicht so geringe von der Sache gedacht haben. Denn ist seine Angabe richtig und die Zeichnung, welche er und Leibnitz davon liefern, wahr und nach der Natur gemacht, wie es doch scheint, so haben wir ein Thier der Urwelt mehr und die Existenz des Einhorns ist erwiesen.

Ob nun alle jene Zähne, die er beschrieben und die dort in den Gipshöhlen gefunden worden, vom Einhorn sind, wie er meynt, daran zweifle ich; weil sie so

verschieden construirt und gefurcht sind. Vermuthlich befinden sich dort, wie zu Thiede, mehrere Thierarten verschüttet, z. B. Rhinoceren, Höhlenbären u. s. w. Die größern Zähne, welche man daselbst ausgegraben hat, halte ich für Zähne vom Nashorn, die kleinern aber vom Höhlenbär, die man auch häufig in der Muggendorfer Höhle bey Bayreuth findet. Von letztern habe ich selbst einige gesehen, welche in den Gipshöhlen bey Quedlinburg gefunden waren, die noch ihre völlige Glasur hatten und schön erhalten waren.

Nachträge.

Zu den neuesten Entdeckungen von Thieren und Menschen der Urwelt gehört Folgendes, wie der Hamb. Correspondent von diesem Jahre erzählt:

„Zu Philippsburg hat den 21sten Jan. 1818 ein Fischer im Rhein das dritte Glied von dem Vorderfuße und das Schulterblatt eines zu der Gattung der sogenannten Mammuths gehörigen Thiers gefunden. — Die Stücke wurden 6 Tage lang daselbst öffentlich gezeigt.“

„Auch auf der Insel Wight hat man Knochen von Mammuths kürzlich, wie am Ohio in Amerika, ausgegraben.“

„Der Forst- und Wildmeister Sleevogt zu Heidingsfeld meldete der naturforschenden Gesellschaft zu Halle im März 1809 von einer 31 Fuß tief im Kalkflötz eingeschlossenen Kröte, die bey Grabung eines Brunnens

lebendig aus der Erde gefördert ward. — Eine andere fand der Bergmeister Grillo in Wettin bey Halle im vesten Letten-Boden." *)

„In der naturforschenden Gesellschaft zu Halle sprach Professor Germar neulich über das Vorkommen der in vesten Körpern lebendig eingeschlossenen Kröten und namentlich über die vormals bey Langenberg im Thon gefundene lebendige Kröte, welche als Bufo fuscus sich ergab." **)

Mein Wunsch, den ich im ersten Theile meiner Schrift äußerte, daß ein Naturforscher ein Mal eine solche Kröte untersuchen und bestimmen mögte, ob es eine unbekannte Art Kröten sey, ist also in Erfüllung gegangen. Im letztern Falle wäre es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Geschöpfe in die Urwelt gehörten. Indessen wenn auch diese Thiere alle, welche man in Steinen und Letten findet, von einerley Art und noch jetzt in der Welt sind, wie doch erst noch durch mehrere Untersuchungen bewiesen werden muß, so ist dies noch kein Beweis, daß sie schon in unsre gegenwärtige Schöpfung gehören; denn alle unsre jetzigen Geschöpfe waren ja schon in der Urwelt und noch weit mehr.

Der Nachricht, die man in einer amerikanischen Zeitung las, daß kürzlich bey den sogenannten Rocky-Mountains lebendige Mammuths gesehen worden,

---

*) Allg. Anz. d. D. vom Jahre 1809. Nro. 114.

**) Allg. Anz. von 1818. Nro. 26. S. 270.

gedenke ich hier nur im Vorbeygehen. Die Sache hat sich nicht bestätigt, wie zu vermuthen war, und man hat vermuthlich eine andere Art großer, unbekannter Thiere dafür angesehen.

Außer der bey Bar le Duc entdeckten unterirdischen Stadt hat man noch eine entdeckt, wovon der Hamburger Correspondent Nro. 129 d. J. folgendes sagt:

„Auf Sanda, einer der Orkney-Inseln bey Schottland, hat der Wind neulich den Sand weggeführt, welcher 20 Fuß hoch lag, und man hat unter demselben Gebäude und Grabmäler von hohem Alterthume entdeckt, welche durch eine Steinmauer von einer halben englischen Meile im Umfange umgeben waren. Es giebt auch nicht die entfernteste Tradition, welche über diese merkwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums Licht verbreiten könnte.“ —

Verbesserungen.

Im ersten Thl. 1ste Aufl. dieser Schrift bitte ich folgende nöthige Verbesserungen zu machen:

Seite 14, Zeile 5 von oben, lese man statt Astrologen, Osteologen oder Zoologen.

Seite 158, Zeile 14 von oben, (über die Riesen) setze man statt 10 — 12 Fuß Länge, 9 bis 10 Fuß.

Seite 166, Zeile 8 von oben, sind zu den Worten: nach welcher Sisuthros bauet, die Worte: ein Schiff, hinzuzusetzen.

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ballenstedt, Johann Georg Justus

Die Urwelt oder Beweis von dem Daseyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt

Bd.: 3

1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geol.o.1-m#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11834321-8